



Berlin, den 17. Januar 1905.

## Mein Wahlkreis.

Schmuck-Machtalles, mein alter Gönner, klingelte an; so heftig, als würde eine Hebamme oder Wochenpflegerin verlangt. Ob er mich sprechen könne. Nur fünf Minuten. Sehr wichtige Sache. Können wirs nicht telephonisch abmachen? Unmöglich. Heute noch? Nur heute. Gut; ich bin den ganzen Vormittag zu Hause. Anderthalb Stunden danach schickte er seine Karte herein. „Vertreter auswärtiger Blätter.“ Ein nobler Schmuck. Nicht mehr der kleine, schäbige Reporter, der mich anno Tausch interviewt hatte. Die feste Stellung habe er aufgegeben. „Das bringt ja nichts, wenn man nicht Glück hat und zu Scherl kommt. Wozu soll ich mir für andere Leute die Hacken ablaufen? Fünf Mille ist da schon eine große Nummer. Und der Reib! Liefert man mal was Feines, dann suchen die Kollegen Einen wegzudrängen und man kann schwarz werden, bis man wieder einen Prima-Auftrag kriegt. Auch wirds auf die Dauer langweilig, immer die Portiers auszufragen. Mein letzter Auftrag in der alten Stellung war: Stimmungsbilder von den Kaiserjagden. Die Förster rückten nicht mit der Sprache heraus, zum Treiber hatte ich kein Talent, die Grünvöcke wurden nach und nach ungemüthlich, und was ich schickte, wurde in den Papierkorb geworfen, weil der Vokalanzeiger es schon gebracht habe. Als ob ich dafür könne, daß Scherls Reisende besser eingeführt sind! Seitdem habe ich mich selbständig gemacht. Wenigstens weiß man, wofür man arbeitet. Ich vertrete ein paar große Firmen, die von Zeit zu Zeit Notizen brauchen, und ausländische Blätter. England, Amerika. Da ist noch was zu holen. Was thu' ich mit dem Freisinn, wenn er nichts ausgiebt? Natürlich bin ich liberal. Das kann ich draußen auch sein. Und wenn

ich für die schutzjöllnerische Großindustrie arbeite, halte ich mich ganz objektiv. Geschäft ist Geschäft. Mit den Blättern, wo Sie bête noire sind, habe ich fast gar keine Verbindung mehr; werde also nur referieren. Sachlich; unpersönlich, wie die Parteilojen es wünschen. Sie wissen doch, warum ich komme?"

„Noch nicht; aber Sie werden mirs sicher sagen.“

„Sie sollen doch Reichstagskandidat sein?"

„Kein übler Spaß.“

„Spaß? Spaß! Alle Zeitungen bringen's. Bitte!" Und er gab mir ein Blatt, worin wirklich zu lesen war, ich sei von den „Agrarkonservativen" für einen pommerschen Wahlkreis als Kandidat auserselzen.

„Agrarkonservativ und Pommern ist viel auf einen Schlag. Wahrscheinlich Ahlwardts Kreis; oder nebenan. Haben S: es geglaubt?"

„Ob ich . . . Solche Notiz kommt doch nicht von selbst in die Presse. Entweder ist's wahr oder ein ballon d'essai von Ihnen. Warum auch nicht? Sie haben den Leuten Dienste geleistet; und wenn jetzt die schärfere Tonart probirt werden soll, kann man Sie gegen Bülow brauchen.“

„Sehr freundlich. Erstens aber werden die Herren vom Bunde der Landwirthe nicht finden, daß ich ihnen Dienste geleistet habe. Trotzdem ich oft für ihre Forderungen eintrat, trennt uns doch Vieles. Auch würden sie sich ‚oben‘ schaden, wenn sie sich mit mir einließen. Und da sie nach politischer Macht streben, muß ihr nächstes Ziel ein fester Parteiverband sein, der die Einheit des Volkens sichert. Ich könnte mirs anders denken. Vernünftige Menschen, die nicht rückwärts marschiren, unsere bunt bepinselfte Unkultur in Kultur wandeln möchten, all das Gerede über Zölle und Handelsverträge für die Bagatelle hielten, die es ist, und dennoch entschlossen wären, für den auf schlechtem Boden wirtschaftenden Landmann alles Mögliche zu thun. Ganz einfach, weil Preußen diese Schicht noch eine hübsche Weile braucht; weil sonst die Slavisirung noch schneller kommt, als wir jetzt ahnen; und weil die Hankes uns die Exportwunderträume bald austreiben werden. Solche — wenn man's so nennen will — agrarische Grundstimmung ohne fractionellen Zwang wäre am Ende nützlich. Jetzt haben die Agrarier die weit überwiegende Mehrheit der Gebildeten gegen sich, und wer für sie spricht, wird im besten Fall für einen Wirrkopf gehalten. Daß selbst Marx gesagt hat, er sei nur Freihändler, weil ‚der Freihandel die soziale Revolution befördert‘, daß er in schlechten Landfrucht- und Viehpreisen das sicherste Mittel sah, die Lebenshaltung der Massen, auch der in Industrie und Handel thätigen, herabzudrücken: daran wird längst nicht mehr gedacht. Die Agrarier hauen mit den

Konservativen zusammen und die Konservativen sind von der Intelligenz verlassen. Mit Recht; denn sie leisten nichts, enthüllen in den Parlamenten die Sehnsucht nach einer raschen Rebarbarisierung und haben in den entscheidenden Stunden nicht einmal den Muth eigener Meinung. Kampf gegen den Umsturz (den Niemand plant), hohe Böhle (die nie bewilligt werden) und Strenggläubigkeit (die im Gemüth keine Wurzel hat): Das ist ihre Vita. Nicht die geringste Witterung für moderne Bedürfnisse. Daher die ungünstige Position. Kein Mac Kinsley, kein Balfour, kaum ein Graf de Mun; es ist, als sei das Sperma ganzer Generationen verbraucht worden, um den einen Bismarck zu schaffen. Deshalb hüten schlaue Herren wie Bülow sich weise vor dem Ruf altkonservativer Gesinnung und puzen sich lieber modern auf. Und ich wüßte nicht, wie es in absehbarer Zeit wesentlich anders werden soll. Ist die Regierung so unklug, die Handelsverträge mit Rußland, Amerika, Oesterreich über die Wahlzeit hinzuschleppen — geschickte Unterhändler aus der Praxis könnten bei genügendem Dampf bis zum ersten April damit fertig sein —, dann dürften die Konservativen manches Mandat an den Bund verlieren. Das wäre aber auch nur ein Personenwechsel. Auf alle politischen Fragen hätten die Herren, die Ihre Presse „Bündler“ nennt, keine andere Antwort als die Gouvernmentalen von heute; sie wären höchstens zäher in der Vertretung ihrer eigensten Interessen. Die Geschichte von der schärferen Tonart wird in jedem Karneval erzählt; obs je dazu kommt, müssen wir abwarten. Bis zum Abschluß neuer Handelsverträge gewiß nicht; Schroffheit könnte die Maßgebenden ja noch ungnädiger stimmen. Und ist die Zollpolitik wieder für zehn oder zwölf Jahre festgelegt: was bleibt dem Bunde der Landwirthschaft dann überhaupt noch zu thun? Ob die kleinen Besitzer abermals zehn Jahre hoffen und Beiträge zahlen werden, ist mindestens zweifelhaft; die Erde dreht sich weiter. Heute sieht schon ganz anders aus als 1892; damals konnte man ohne Handelsverträge auskommen; jetzt wäre ein Zollkrieg, den der Gegner auch nur sechs Monate aushielte, eine Katastrophe. Das weiß man draußen, trotz den schönen Reden des Kanzlers, der sich stolz als einen Volkswirth fühlt, wenn er die Ziffern der Ein- und Ausfuhr vom Blatt abliest. Die Situation ist ungemein schwierig, weil unsere Geschäftsführer nichts vorausgesehen haben. Die fanden sich in einem ewigen Glanze. Den Aufschwung haben wir, rechneten sie, an neuen Märkten kann nicht fehlen, denn wir bauen ja Schiffe; und in ein paar Jährchen beerben wir Großbritannien, das sacht bröckelt. Leider hatte die Rechnung ein Loch. Das Sternenbanner war vergessen. Wir haben gehandelt wie ein Pri-

vatmann, der über seine Verhältnisse lebt, immer auf ein rettendes Wunder hofft und mitten in seinen Riesenplänen den Athem verliert. Gold ist keine Chimäre. Die Enttäuschung hat erst angefangen; das dicke Ende kommt, wenn die Vereinigten Staaten satt sind und ihr Eisen nach Europa verfrachten. Das ist die böse Sackgasse. Dem Export sind unübersteigbare Grenzen gezogen, unseren Hauptprodukten droht der gefährlichste Wettbewerb und die Rückkehr in die reine Agrarwirtschaft ist nicht möglich... Meinen Sie, daß man mit solchen Ansichten die Stimmen pommerischer Bauern gewinnt? Denen muß man ein Rezept zeigen, das sichere Heilung verheißt. Meine Partei, muß man sagen, verschafft Euch hohe Preise, hält Euch die ausländische Konkurrenz vom Hals, bringt gehorsame Arbeiter aus dem Land zurück, brüdt den Sozialdemokraten den Daumen aufs Auge und lehrt die Börjensippe Mores. Das zieht. Wer gewählt werden will, muß Freibillcets zum Paradies in der Tasche tragen."

"Und woran liegt's? Es war doch nicht immer so. Als der Liberalismus noch herrschte, kannten wir solche Interessenpolitik nicht."

"Das muß ich schon irgendwo gelesen haben. Nur hat bei uns der Liberalismus nie geherrscht; offiziell: denn hinter der Fassade hat er die Hauptmacht ja längst an sich gerissen. Die Mär von der agrarischen Tyranie, unter der wir schmachten, wird durch ewige Wiederholungen nicht wahrer. Was gemacht werden kann, machen die Industriecapitäne und ihre Bankpiloten, die doch wirklich nicht, reaktionär sind und denen Junker und Bauern immer mehr weichen müssen. Wovon fristen die 'entschieden liberalen' Gruppen denn noch ihr armes Leben? Sie möchten in die wärmsten Staatsstellen, die einstweilen zur Versorgung des Adels und zur Züchtung guter Gejinnung benutzt werden. Sie führen gegen den Schutz Zoll einen Kampf, der, wie das Beispiel anderer Länder beweist, mit Liberalismus gar nichts zu thun hat. Und trotzdem nirgends die Kraft noch auch nur der Muth zu einem Umsturz der Verfassung sichtbar ist, oben noch weniger als unten, schreien sie: Das allgemeine Wahlrecht ist in Gefahr! Mit diesen Vadenzütern hausieren sie nun seit Jahren. Lesen Sie die Veitartikel: Agrarier, Kanal, Börjensejck, konservative Oberpräsidenten, Wahlrecht, Berufung in Straßsachen und ähnlich rückständiger Unsinn; kein Dämmern schöpferischer Gedanken. Auch kein ernster Versuch mehr, die Demokratisirung weiterzuführen; mit der Azehtleulaterne sänden Sie keinen Republikaner. Um Richter, in dem noch der alte Tribunengross gegen 'die Soldateska' lebt, wirds von Jahr zu Jahreinsamer. Der zu behaglichem Wohlstand emporgestiegene Händler hat kein Interesse mehr daran, gegen Monarchie, Heer und Flotte zu wettern. Das

Heer hält die armen Leute im Zaum und wäre eine wunderschöne Sache, wenn Schulzes und Leovys Söhne nur leichter Stabsoffizier werden könnten. An den Schiffen wird viel verdient und ihre Kanonen sollen dem Handel ja neue Märkte erobern. Und was würde aus dem Geschäft, wenn der rocher de bronze der Monarchie in die Luft flöge? Das ist, sieht mans in grossem Tageslicht, auch Interessenpolitik. Die war eben immer, wird immer sein; Interessenpolitik trieben die Gracchen, die Führer im Bauernkrieg, der tiers état, unsere Achtundvierziger und die chinesischen Boxer; Jaczo von Köpenick und Jacques Bonhomme, Cromwell und Robespierre waren von dieser Sünde nicht freier als Marx und Wangenheim. In den Schicksalsstunden wirkten ideologische Zwangsvorstellungen mit; doch unter der Bewußtseinschwelle wühlte stets Noth oder Gier. Wenn die Dupirung des aufwärts drängenden Gefühles gelungen war, kam dann irgend ein Herr Homais — Sie kennen doch Flauberts prachtvoll typischen Liberalen? Natürlich — und bewies im Modejargon, daß es sich um einen Kampf für die Aufklärung, die Befreiung der Menschheit handle. Lieben Sie, geehrter Herr, sich etwa nicht vom Interesse treiben, als sie den Plantagen des berliner Freisinn entließen? In ein paar Jahren werden Sie schwören, ein sittliches Prinzip, ein aus der Seelentiefe herauftönender Pflichtbefehl habe Sie gezwungen, sich selbständig zu machen. Was heute so häßlich scheint, ist uralt; nur sieht mans eben deutlicher, seit die Solistenpolitik aufgehört hat. Wie im Kriege, den persönlicher Heroismus nur selten noch adeln kann. Der Zweck moderner Kriege ist, dem Feind möglichst fühlbaren Materialschaden zuzufügen, ihm Millionen, Billionen wegzuschießen und wegzusengen; und politische Kämpfe werden unternommen, wenn eine Klasse die andere von den Quellen der Macht und des Reichthumes wegstoßen will. Da ist für Persönlichkeiten, die sich nicht fest an ein Parteiprogramm binden wollen, kein Raum. Denken Sie sich ein Häuflein, das sich auf dem Schlachtfeld zwischen die Heere warfe und erklärte, auf beiden Seiten sei Recht und Unrecht; ihm aber sei die Aufgabe gestellt, für das absolute Recht gegen Wahn und Verblendung zu sechten: von den ersten Schwadronen würde es überritten. In allen Ländern hört man jetzt klagen, die Heroenzeit des Parlamentarismus sei dahin, und wo früher Adler horsteten, pfeifen nun Spayen. Das ist kein Zufall. Statt die berühmten Namen der Entschwundenen aufzuzählen, sollte man lieber den Großthaten dieser Koryphäen nachforschen. Aus den Parlamenten haben die Mommsen, Sybel, Treitschke, Virchow, Frentag sich keine Kränze geholt; und sie brachten sämmtlich doch das Opfer des Intellektes, das beim Eintritt in

eine Fraktion von Jedem verlangt wird. Wer allein bliebe, würde noch weniger erreichen, — wenn ihn nicht politisches Genie befähigt, selbst wieder eine Partei um sich zu sammeln. Dann aber muß er auf die Autonomie der Persönlichkeit verzichten; denn nur als Ausdruck eines Klassenbedürfnisses kann eine Partei in ruhigen Zeiten leben. Auch heute sitzen in den Parlamenten ja nicht nur Tröpfe. Doch die Stärksten sind mit dünnen Fäden angebunden und dürfen ihr Bestes nicht von sich geben. Ein paar intellectuels — nicht von der Sorte, die aus ihrem Elfenbeinthürmchen verächtlich auf alles politische Treiben herabsieht — könnten nicht schaden, wären ein angenehmes, den gebildeten Sinn tröstendes Ornament. Aber sie hätten nichts hinter sich als die kleine Schaar der Künstler, Gelehrten, Dilettanten und Deklassirten und wären zur Ohnmacht, manchmal zur Lächerlichkeit verdammt. Freytag und Treitschke, der Vicomte de Voglié und Maurice Barrès, sogar die Herren Dernburg und Conrad überragten als geistige Potenzen sicher den Durchschnitt der Parlamentsgenossen und konnten sich dennoch nicht im Vordergrund der Bühne behaupten. Demokratie, mein Herr. Kleon ist immer mächtiger als ein Nikias und Sokrates, Jack Cade stärker als Ruskin; nicht, weil er die frohere Zunge hat, sondern, weil er ein Masseninteresse vertritt. Das macht ihn so furchtbar und schützt ihn, wenn nicht gerade ein Aristophanes aufsteht, vor offenem Hohn. Wir würden die alte Erfahrung erneuen. Die Frage, ob zwanzigtausend literati mit ihren Lebensbedingungen zufrieden sind, bringt fünfzig Millionen Menschen, die in eigener Noth oder Gier keuchen, nicht in Bewegung. Und da wir kein Oberhaus haben, keinen Senat, in den die von Geistes Gnaden Gekrönten berufen werden, könnte nur eine Organisation nach dem Muster der Fabian Society unseren Intellektuellen die Möglichkeit schnellen politischen Wirkens gewähren. Den Geduldigen bleibt die Feder, der Pflugchar der größten Kulturbereiter, die Waffe der nützlichsten Trugzerstörer. Parlamente aber sind nun einmal nicht Gymnasien, wo Sophronisten den feinsten Geistern Preise zusprechen, sondern Geschäftsstuben, in denen um Krippenkonzessionen gefeilscht und nach dem Machtmaß das Klassenschicksal des nächsten Tages bestimmt wird.“

„Nu . . . Und trotz Alledem möchten Sie hinein. Man merkt's doch!“

„Jeder hat Stunden, wo er sich's wünscht. Immunität: Das ist die gewaltige Lockung. In Deutschland sind so viele Dinge unausgesprochen; die wichtigsten. Die offene Aussprache würde weithin widerhallen. Da ist die Feder machtlos. Unser Strafgesetz — auch ein Produkt der Interessenpolitik — sperrt den Weg zu kühner Publizistik. Dem besonders, den keine

Partei stützt und dessen Schicksal kein Wuthgeheul weckt. Der Stärkste wird durch gehäufte Prozesse müßig gemacht. Die Sozialdemokraten selbst finden kaum noch 'Martyrer', trotzdem der Handarbeiter unter der Unfreiheit nicht so leidet wie der entwurzelte Cerebrastheniker; und die Bonzen aller Parteien schütteln die weisen Häupter über den Thoren, der eine Rage laut eine Rage nennt. Nur im Parlament ließe sich Manches sagen; gerade von einem nicht fraktionell Gebundenen. Das Empfinden der zur Revolutionirung der Geister berufenen Minderheit kommt da fast nie zum Wort. Und ein Gebiet ist ganz vernachlässigt: selten nur wird über internationale Politik ernsthaft geredet. Die Sozialdemokraten rümpfen über den Diplomatenkrimsstrams die Nase und sind froh, daß der alte Schwärmer Liebknecht sie nicht mehr mit Urquharts vergilbtem Portfolio kompromittirt; vielleicht erfahren sie auch nicht genug Interna und scheuen ein Gelände, das sie nicht genau kennen. Die anderen Parteien aber beugen sich in blinder Demuth vor dem diplomatischen Genie des Herrn Grafen von Bülow. In der inneren Politik ist er sehr sterblich; die feinen Schachzüge des Bismarckschülers aber muß Jeder bewundern. Wenn der Bismarckschüler, der das Mögliche erkennt und das Nothwendige thut, nur endlich sichtbar würde! Mir scheint: auf diesem coupirten Terrain werden die schlimmsten Fehler gemacht. Natürlich wird Alles vertuscht — wozu hat man ein Preszbureau, das Nachrichten spenden oder weigern kann? —, Demen aber, die draußen Politik machen, bleibt auf die Dauer nichts verborgen. Unangenehme Sachen kommen auch ohne Nachhilfe ans gefährliche Licht; 'ich verlasse mich aufs Stinken', pflegte der alte Bleichröder zu sagen, wenn er eine faule Geschichte nicht selbst lanciren wollte. Und wir kommen aus den faulen Geschichten nicht mehr heraus. Da ist jetzt wieder Venezuela. Ein Märchengipfel der Ungeschicklichkeit. Zuerst das hastige Werben um die Gunst der Jankees, das die Psychologie eines Sekundäners als unklug empfinden mußte. Nur rasch Steine ins Brett; übermorgen werden wir drüben mehr gelten als England. Wir, heißt's, waren für Euch, als Ihr mit den Spaniern zu schaffen hattet; die Briten wollten Euch Knüppel zwischen die Beine werfen. Den Botschafter hören sie, doch der Glaube fehlt; natürlich: sie erinnern sich zu gut noch der Schimpfreden, die den Feinden edler Kastilianer übers Weltmeer gerufen wurden. Das Ziel ist Südamerika. Wenn wir in den Vereinigten Staaten als zärtliche Bettern beliebt geworden sind, dürfen wir daran denken, uns im Süden die beste aller vorhandenen Kolonien zu suchen. Wer solche Pläne befinnt, müßte jeden Schritt und jedes Wort zehnmal überlegen. Alte Schule! Das machen wir anders; viel forscher.

Venezuela will seine Schulden nicht bezahlen und der Präsident Castro wird obendrein frech? Denen werden wir die Flötenlöcher beibringen. Eduards müde, von Salisburys festem Halfter befreite Majestät wird leicht überredet. Waffenbündniß gegen den bösen Zahler. Das beste Mittel, Deutsche und Briten wieder zu Freunden zu machen. Blut ist dicker als Wasser. Die Venezolaner haben kein Geld? Gut: blockiren wir ihnen die Häfen (und hindern sie, höchst schlau, durch den Leberseehandel Geld zu verdienen) und bohren alle erreichbaren Schiffe in den Grund. Waffengewalt soll entscheiden. Erste Folge: ganz Amerika eint sich im Zorn gegen den europäischen 'Eroberer'. England, sagt Onkel Sam, macht nur zum Schein mit, vielleicht, um den ungestümen Partner zur Mäßigung zu zwingen; die Deutschen aber wollen nicht nur Schulden einkassiren, sondern im Süden, auf den sie lange schon blicken, Fuß fassen. Darf nicht geduldet werden. Der Fall ist wie geschaffen für die Erledigung durch ein Schiedsgericht. Auf nach dem Haag! Das haager Gericht steht in Berlin, wie Alles, was mit Nikolais Sentimentalitäten zusammenhängt, in üblem Geruch. Schön, wird geantwortet; also nicht Waffengewalt, sondern Schiedsgericht. Aber nicht im Haag, sondern in Washington. Wir wünschen den Präsidenten Roosevelt als Schiedsrichter. Fein ausgedonnen, nicht wahr? Vergessen wird nur, daß Herr Roosevelt ein eitler Narr sein müßte, wenn er sich das onus aufschmeicheln ließe. Und wäre ers, so bliebe der Vorschlag noch immer bedenklich; denn Südamerika würde sagen: Welche ungeheure Uebermacht müssen die Vereinigten Staaten erlangt haben, da ihrem Schiedspruch sich die stärksten Großmächte Europas unterwerfen! Wie der Kurzsichtigste aber voraussehen mußte, lehnt Roosevelt das Richteramt höflich ab; und nun bleibt die Wahl: die Forderung abermals um etliche Pflöcke zurückzustocken oder nach dem Haag zu gehen. An diesem Punkt der Tragikomödie halten wir heute. Auf dem amerikanischen Kontinent ist das Mißtrauen gegen deutsche Erobererpläne erstarrt und nicht nur die Gelbe Presse predigt den Krieg wider Germanentüme. Die Engländer sind wüthend, weil ihr König, ohne auf den Rath besserer Politiker zu hören, sich in ein Abenteuer locken ließ, von dem alle vernünftigen Traditionen britischer Erbweisheit abmahnen mußten. Italien, das, weil der Fetischglaube an Dreibünde nicht auszuroden scheint, auch herangezogen worden war, benutzte das erste freundlichere Wörtchen des biederen Castro, um zu erklären, nun sei Alles gut und die Blockade zwecklos geworden. In Petersburg, Paris, Wien sieht man vergnügt dem Spektakel zu. Die Hoffnung auf südamerikanische Kolonien muß mindestens für eine



lange Weile vertagt werden und Kluge hanseatische Kaufleute seufzen, die Hauptzeche werde auch diesmal der deutsche Handel zu zahlen haben, den die Südstaaten nur noch als ein nothwendiges Uebel hinnehmen werden. Und damit gar kein Zweifel an der erlittenen Schlappe aufkomme, wird mitten in den Verhandlungen der Botschafter Holleben abberufen, weil er die Lage nicht richtig geschildert, Roosevelt nicht zu der Richterrolle überredet hat. Jahre lang ließ man ihn Fehler auf Fehler häufen; jetzt ist's unmöglich, ihn noch ein paar Monate auf dem Posten zu halten, dessen wichtigste Pflichten man ihm doch geräuschlos abnehmen konnte . . . Ungefähr so endets jedesmal. Die großbourgeoise Presse sagt nach, was irgend ein Hammann ihr vorge- sagt hat, und bewundert den neuesten 'Marktstein'. Das Parlament schweigt und ist zufrieden, wenn nach alter Chinesensitte 'das Gesicht gewahrt wird'. Die Wenigen, die hinter die Coulissen geguckt haben, wissen aber, wie sehr unsere Position sich verschlechtert hat. Da zieht ein Ungewitter herauf, das der Rede werther ist als Zolltarif und Westfalenkanal. Jede Ernennung müßte kontrollirt, jede Abberufung kritisiert, nach jedem auffallenden Schritt der Kanzler interpellirt und das Aeußerste rücksichtslos gesagt werden; der Nachbar- schaft würde dadurch nichts verrathen: die weiß schon jetzt besser Bescheid, als uns lieb sein kann, und nur zu Hause glaubt man noch an den Glanz der Phrasenbilanzen. Der Minister des Auswärtigen hat heutzutage das bequemste Leben; an seine Scheinwissenschaft wagt selbst der Rechte sich nicht. Auf diesem Gebiet könnte vielleicht auch ein Einzelner nützen."

„Die Sache wird. Ich werde also schreiben: Sie kandidiren, wenn . . .“

„ . . . der richtige Wahlkreis gefunden ist. Der müßte mich aber nehmen, wie ich bin. Mir erlauben, immer die Partei der armen Leute zu ergreifen — deren 'Begehrlichkeit', wenn die Exporthoffnung welkt, der Produzent noch schätzen lernen wird — und doch nicht fraktionell gedrilter Sozialdemo- krat zu sein. Schutzzölle für ein berechtigtes Nothwehrmittel zu halten und doch nur sehr selten mit den Agrariern zu stimmen. Die Zukunft weder auf dem Weltmeer noch im Kanal zu suchen. Im Weddingbezirk, in der Weichsel- niederung und dem Glendland hinter Bentschen wichtigere Kolonialgebiete zu sehen als in den Karolinen. Nie die Interessenpolitiker zu schelten und dennoch, ohne Rücksicht auf ein Klasseninteresse, auszusprechen, was ist. Glauben Sie, daß solcher Wahlkreis zu finden ist? Ich auch nicht.“

„Also soll ich nichts bringen?“

„Bringen Sie: Kein Politiker hat den Mann je ernst genommen; die Kandidatur war ein schlechter Scherz. Das wird sicher gedruckt.“



## Schwarz-Weiß.

Am Eingang jeder umfassenden Sammlung von Kunstwerken unserer Zeit sollte ein Vorzimmer sein, in dem Portraits moderner Künstler zu sehen sind. Der Eintretende würde dann durch die Physiognomik auf das Wesen der neuen Kunst vorbereitet und durch solche Anschauungslehre besser orientirt werden als durch gelehrte Kataloge. Die Portraits müßten in zwei Gruppen getheilt werden. Diese Scheidung könnte praktisch so leicht vorgenommen werden, wie sie theoretisch weilkäufig zu rechtfertigen ist; eine Frau, die nicht das Geringste von Kunst versteht, dürfte die Wahl treffen und würde, wenn sie nur ihren Weibinstinkten folgt, eine richtige Gruppierung, im Sinn der herrschenden artistischen Tendenzen, zu Stande bringen. Rechts fänden die schönen Männer ihren Platz, links die häßlichen. So würde sich zeigen, daß die Kulturkraft eine fein charakterisirende Gesichtskunde treibt und das Menschenmaterial mit dem Prägestock ihres Willens deutlich zu zeichnen weiß. Man höre die Namen: Böcklins und Klingers männlich bedeutende Bildnerhäupter eröffnen die Reihe auf der rechten Seite; dann folgen Greiners edles Schülers Gesicht, Hofmanns stiller Ausdruck mit den blauen Romantiker-Augen und Thomas herzliche Vaterzüge; der feminine Rosekopf Reinholds Vegas, Koofs Hildebrands kluge Bürgerphysiognomie, das fein modellirte Dichterkaupt Wilhelms Kreis, Stoevings blonde Dyrkerzüge, Segantini mit dem herben und Burne-Jones mit dem weichlich mystischen Christusprofil, Rossettis heftige Renaissance-Maske und das in kräftig maskuliner Bornehmheit blickende Bild Puviss' de Chavannes. Links aber würde man andere Künstler finden: Rodin, mit dem genial-brutalen Gnomenkopf, Lautrec, den Zwerg mit der hämisch klugen Hofnarrenmaske, Liebermann, aus dessen sorgenvollem Dyrker-Gesicht forschende, wissende Augen blicken, Manet, der in zerknitterten Zügen eine nerodöse Willenskraft offenbart, Van de Velde mit schmalen fin de race-Kopf, Endell, den engbrüstigen Riesen mit der aufmerkenden Vogelphysiognomie, Munch, Leistikow, Winne, Heine und Beardsley.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Zur ersten Gruppe gehören Künstler aus dem alten Adelsgeschlechtern der Romantiker und Humanisten. In langen Artisten- und Gelehrten-Generationen ist eine edle Reinheit der Profile erzeugt worden und nun setzt sich der Familienzug in den Geistes-entfeln beständig fort, selbst wenn die Persönlichkeit die Form nicht mehr zu füllen vermag. Der harmonischen Erscheinung entspricht eine harmonische Seele. Der große Gedanke, in dem die Welt sich spiegelt, wird seiner selbst wegen geliebt, wie etwas Göttliches; wo die Gedankenkraft versagt, deklamirt der schwärmende Enkel die Verse eines Ahnen. Die Begeisterung, der Rausch, das Glück gehören zur Konstitution dieser Künstler, dieser Frauenliebtinge

mit den schönen, wilden, bärtigen Gesichtern. Die der anderen Gruppe blicken mit überlegen sich dünkender Weltklugheit drein. Hier giebt es nur Demokraten, Emporkömmlinge, die jäh aus den leidenschaftlichen Kämpfen der Zeit austauschen und mit allen Merkmalen pathologischer Determinationen grotesk behaftet sind, spröde Mischgeister, in denen der Wille hastig nach einer Seite drängt, sich ein arbeitshungriges Talent zum Werkzeug schafft und wie eine Stachelnadel heiß nach außen schlägt, eigensinnige Revolutionäre, die auf bäumenden Tendenzen durchs Leben reiten, von idealen Rücksichten nicht gekesselte Intelligenzen, die nach den geistigen Umwälzungen die Macht usurpiren und zu Ansehen gelangen, weil sie durchaus Produkt der Zeit und darum zum Erfolg prädestinirt sind, Fanatiker, die alle Wahrheit immer in einer Richtung suchen und dabei zur fixen Idee gelangen.

So lehrreich es in dieser imaginären Portraitgalerie ist: zu erfreulichen Resultaten gelangt man dort nicht. Die Frage lautet: Auf welcher Seite ist die Fruchtbarkeit und Gebärtüchtigkeit? Die schönen Männer sind offenbar schon ein spätes Geschlecht; aus ihren Lenden kann ein kräftiger Stamm kaum mehr hervorgehen. Im besten Fall mögen noch sanfte blonde Knaben kommen, die schwärmend mit dem Dasein spielen und vom Erbe der Väter in Schönheit leben. Doch auch dem neuen Künstlergeschlecht traut man die Fähigkeit, tüchtige Söhne zu zeugen, nicht zu. Die bartlosen, scharfknochigen, hektischen Gesichter mit den klugen, schmalen oder sinnlich dicken Lippen, die in feberisch nervöser Willenskraft leuchtenden Augen, die unruhigen, schnigen Hände: das Alles ist schon Entartung. Die intellektuelle Reizbarkeit dieser Nervösen ist sicher nicht immer ein Höhe- und Reifepunkt, sondern oft das schrille Ende einer Familienkurve, die von der Bahn des Gesetzes entgleist ist. Angst vor der Zukunft der Kunst könnte Einem werden, wenn man sich nicht sagte, daß die Natur, immer unerschöpflich, einen zweckmäßigen Weg finden wird, um sich selbst im Menschen zu erneuen.

Heute wollen wir nur rasch das Portraitkabinett durchschreiten und gute Kunst besichtigen. Die Berliner Sezession hat zu einer Ausstellung der zeichnenden Künste geladen. Es giebt intime Genüsse, die ganz nur zu verstehen sind, wenn man vorher die Schaffenden ansieht. Denn es ist ja auch wieder der Körper, der sich den Geist baut. Vom unbedingten Dualismus, von dem Glauben, den Heise in einer Novelle dadurch andeutet, daß er den kranken Körper vom Geist *l'autre* nennen läßt, sind wir abgekommen. Der „Andere“ determinirt alles Geistige eben so, wie er psychisch beeinflussbar ist: Wechselwirkungen gehen herüber und hinüber, — wenn man mit solchen Raumbegriffen überhaupt operiren darf. Die antike, ganz ornamentale Kunst konnte nur von den schönen, gesunden Menschen der griechischen Welt gemacht werden; die problematische und zur Hälfte charakteristische Gegenwartskunst setzt den

dissonirenden Nervenapparat moderner Menschen voraus. Das Ornamentale, also das Architektonische, das alle aus dem Lebensgefühl fließenden Kunstinstinkte umfaßt, ist nicht ein Produkt von Schopenhauers Erkenntniß, sondern geht unmittelbar von dem Willen, als artistisch sich kristallisirende Bejahung des eigenen Daseins, aus. Für die ornamentalen Bilder der Kunst ist es entscheidend, wie die Gesetze des Organismus in den Nerven widerschwingen, wie die Musik der eigenen Körperarchitektur vom Individuum empfunden wird. Der physisch vollkommene Mensch liebt die reine, harmonische Linie; dem degenerirenden Organismus sagt das Groteske zu. Natürlich kann ein Buckeliger sehr wohl als Künstler Hellene sein. Die zufällige Deformirung stört das ursprüngliche Verhältniß, den Grundcharakter der organischen Architektur nicht; aber die langsam fortschreitende, biologisch oder sozial erklärliche Deformirung ändert die Grundbedingungen der ornamental bildenden Instinkte. Immer vorausgesetzt, daß es sich um ein ursprüngliches Erfinden handelt, um originales Schaffen; denn nachempfinden läßt sich Alles, weil die ganze menschliche Schöpfungsgeschichte als Universalinstinkt in Jedem ruht und allen Ausrufen zu antworten vermag.

In den graphischen Künsten spielt dieses physisch bestimmte Ornamentale eine bedeutende Rolle in seiner ursprünglichsten Form: als Handschrift. Die Graphologie giebt hier Kunde vom instinktiv sich entladenden Temperament des Künstlers und die geistige Erfassung des Stoffes zeigt das Verhältniß der persönlichen Erkenntniß zur Welt an. Aus diesen Elementen: dem Begrifflichen und dem Ornamentalen, besteht das Wesen aller graphischen Kunst. Zeichnungen guter Künstler sind so interessant, weil sie gedanklich Epigramme, Aphorismen, also persönliche Erkenntnißnotizen und formal ornamentale Schreitproben sind. Wie man aus Schriftlinien Schlußfolgerungen auf den Charakter zieht, so — und noch sicherer — kann man aus den ornamentalen Temperamentslinien einer Zeichnung auf die Art der Künstlerindividualität schließen. Diese offenbart in den graphischen Künsten Zweierlei: die Welt ihrer Erkenntniß und das autokratische Wirken ihrer Lebenskraft. Der Betrachter hat Beides zu suchen und die dazwischen bestehenden Wechselwirkungen, die auf tiefe Zusammenhänge des Sittlichen und Artistischen hinweisen, zu erkennen.

Arbeiten von Greiner füllen in der Ausstellung einen ganzen Saal. Die Natur dieses Künstlers, der zur Gruppe der schönen Männer gehört, schwingt in weichem Wohlklang; wenn er den Stift ansetzt, drängt es die Hand, Linienmusik zu machen. Die Striche liegen in reinen Kurven neben einander und verbinden weich die Theile; das Spiel der Muskeln, die stolzen Umrisse einer heroischen Stellung, die Vielheiten körperlicher Dynamis: Alles wird diesem Klingerschüler zum Ornament, im Sinn antik reiner

Formenschönheit. Die Handschrift ist kalligraphisch. Greiner malt, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte“, und überläßt seinen Kunst-antipoden jenen klugen Zweifel, den Conti — ein Winkelmannschüler, dem Voltaire doch auch nicht unbekannt war — hinzufügt: „wenn es eine giebt“. Diese Kunst ist durchaus auf Form gestellt, weil sie ornamental nicht das Psychologische umschreibt, sondern das Plastische; der Sinn ist ganz — wie in Klinger's Graphik zur Hälfte — auf das Skulpturale gerichtet. Da Dieses aber an sich schon eine auf den menschlichen Körper angewandte Art des Ornamentalen ist, so ist Form und Stoff im Grunde das Selbe. Für die Idee bleibt wenig Platz und dem kann, so anspruchsvoller Form gegenüber, mit der nöthigen Würde nur die ideale Allegorie fällen. Klinger weiß der technischen Linienlust Schranken zu setzen, weil in ihm ein Dichter lebt, der Großes zu sagen hat; auch ist bei ihm der Weg vom inneren Schauen durch Hand und Werkzeug ohne Hinderniß. Dem Zeichner Greiner liegt aber „der Sinn in der Spitze des Werkzeugs“ und gerade darum ist ihm nur ein Bruchtheil von der Bedeutung seines Lehrers zuzusprechen. Er kommt von der Studie nicht los, das Handwerk erstickt den Geist. Die poetische Diktion ist, wo das Herz nicht wärmer spricht, wie in dem Klinger gewidmeten Blatt, trocken, die Phantasie nicht ursprünglich. In diesem fleißigen Künstler lebt die Kultur eines klassizistischen Jahrhunderts; aber ausschließlich in graphische Technik umgesetzt. Ein Idealist der Strichführung, ein Heroß in den Lehrlingsg-bieten der Lithographie und ein Poet des Handgelesen's.

Künstler seiner Art sind in der Berliner Sezession seltene Gäste. Sie sterben langsam aus. Und dann führen sie hier auch den Demokraten die Einheitlichkeit ihrer Ausstellungen, durch die unbequemen Heldengelüste. Denn das Heroische ahnt man immer, trotz aller Unzulänglichkeit. Etwas shakespeareischen Geist in eine Ore nernatur gemischt: und ein Hebel der Malerei entstünde. Auf den Gegensatz der Gruppen wird der Besucher der Sezession aber immer wieder hingewiesen. Das Erlebnis ist jedesmal so: zuerst eine Regung der unveräußerlichen, gedankenreichen Schönheitsempfindungen vor den Arbeiten der modernen Hellenisten, Neuromantiker, Formalisten, Idealisten, — wie man sie nun nennen will; dann ein Umschlag vor den Werken Rodink, Manets, Lautrecs oder Liebermanns. Diese Künstler, sagt man sich, geben doch unendlich viel mehr; ihr Detail ist umfassender als jenes nicht gefüllte Allgemeine. Zuletzt aber, beim Verlassen des Hauses, vermißt man doch wieder schmerzlich den hohen poetischen Ausschwing, das Große, das heroisch Geniale. Klinger ist am Nächsten daran. Getauft sind alle Künstler seiner Art mit Wasser der Hippokrene; aber sie sind Hödrige, die sich im Dienste der alleinseligmachenden Griechenschönheit edler fühlen als die freien Barbaren. Klinger allein ist ein Freigelassener.

Es kann nicht stärkere Gegensätze geben als die Anschauungswelten von Greiner und Lautrec. Nichts unterscheidet sich auch mehr als ihre ornamentalen Handschriften. Beide sind Typen ihrer Gruppe. Lautrec ist viel stärker als Persönlichkeit und als lösender Künstler; und doch wird er sicher dem Prinzip, dem Greiner dient, unterliegen. Wie kommt es aber, daß wir Lebenden von dieser schrillen, zischenden Thiersteskunst des unglücklichen Franzosen hypnotisirt werden? Klinger ist Genie und Lautrec nur einseitiges Talent; und doch greifen wir zuerst nach den Blättern dieses Karikaturisten. Es zeigt sich, daß das Talent unter Umständen absolut stärker sein kann als das Genie. Nur erlischt sein Ruf mit der Refonnanz der Zeit. Alle Kenner überschätzen Lautrec; doch mit einem gewissen subjektiven Recht. Seine Arbeiten werden auf die Dauer unbequem, eben so wie seine Vorbilder, die japanischen Zeichnungen und Farbendrucke. Aber auch Das ist nicht entscheidend. Lautrec sieht das Leben mit böshafter Skepsis an, schildert die Bestie im Menschen, giebt Momentbilder, die im sozialen Leben das täglich Wiederkehrende sind, öffnet dem Blick eine Welt der Hoffnungslosigkeit und liebt die kranke Eleganz, die parfümirte Verderbniß. Und dieser neidischen Zwergenpsyche antwortet Etwas im Betrachter, — in dem selben, der sich eben nach heroischer Kunst sehnte!

Die nervösen Finger schreiben die Zuckungen des Nervenapparates nieder; jede Linie ist graphologisch zu verstehen. Man findet die selbe Vorliebe für das Gebrochene, Differenzirte, Diskonirende wie in der modernen angewandten Ornamentik. Wie Van de Velde seine Linienführungen nicht den Grundgesetzen im Spiel der Kräfte absieht, vor der Bewegung des unter der Last der Blume einfach gebogenen Stengels nicht so interessiert ist, als wenn diese Kurve durch einen Widerstand unterbrochen und aus ihrer Richtung grotesk abgelenkt ist, so sucht Lautrec Linien und Ausdruck im Modell, die auf geknickte Lebensäußerungen hinweisen. Die Nuance wird selbstherrlich und steht über dem Gesetz, dessen Theil sie doch nur ist. Der Einfluß der Japaner auf die Künstler dieser Art ist so stark, weil auch die Asiaten eine intellektuelle, impressionistische Nuancenkunst treiben. Lautrecs Sinn für den Temperamentswerth der Linien und Töne ist eminent. Solcher Kunstverstand kann nur Produkt sein; und es zeigt sich auch, daß dieser Karikaturist tief in den reichen Ueberlieferungen der graphischen Kunst seines Landes wurzelt. Aber der Satiriker übersteigert jede Anregung. Manchmal streift sein Griffel das Erhabene, aber er führt auch das Erhabene ins Lächerliche. Denn er ist weltblind und nur unendlich scharfsäugig für die eine seiner Natur adäquate Form des Lebens. Man glaube doch nicht, daß er sittlich durchaus verurtheilt, was er verhöhnt. Die französischen Karikaturisten von seiner Tendenz lieben, was sie lächerlich machen, sehen nicht als ethische Kritiker über der

Verderbniß, sondern erlebend mitten darin. Der Eynismus sozialer Erscheinungen, den zu enthüllen sie aufgehen, infiziert langsam ihr ganzes Wesen und das Milieu der genießenden Eürde wird den überreizten Nerven bald unentbehrlich. Je besser dem Können die Schilderung der großstädtischen Lebenskarikatur gelingt, desto mehr stumpft das verurtheilende Gefühl in der eingehenden Beobachtungarbeit ab. Die Skepsis erstickt die Ethik. Die Darstellung unerhörter Obszönitäten, die jede Art von Deffentlichkeit scheuen müssen, kleine Meisterwerke sicherster Darstellungskunst, gehen in engen Künstlerzirkeln von Hand zu Hand. Mit bewundernswürdigen Linien werden entsefliche Gemeinheiten umschrieben und es ist ein seltsames Gefühl, vor solchen Dokumenten artistischer Uunwürde die Höhe der Technik bewundern zu müssen.

Nur Steinlen, ein Schweizer, und Die seiner Schule gehen andere Wege. Als Künstler beansprucht dieser Illustrator weniger Beachtung als Lautrec; seine Bedeutung gehört mehr der Tagesstendenz. Er giebt die Kampfsatire, ist ein tüchtiger Könner, aber nicht ein ganz Eigener. Auf die Menge wirkt er mehr als Lautrec, weil er ihr im Empfinden näher steht. Doch ist es nöthig, ihn sehr zu schätzen. Er kann eigentlich Alles und ist dabei geschmackvoll wie ein Vollblutfranzose. Seltsam mag es scheinen, daß von Geschmack gesprochen wird, wo es sich um Karikatur, um Verzerrungen handelt. Die Gelegenheit ist gut, sich klar zu machen, was dieses Wort in jedem Fall bedeutet. Geschmack ist der Sinn für den organischen Verband einander nothwendiger und für die Erkenntniß widerstrebender Theile, innerhalb der sinnlichen Welt einer Idee. Das Geschmackvolle bei Steinlen besteht darin, daß die vielen Richtungen der Anschauung einander nie stören, daß er immer nur den gerade nothwendigen Strom einzuschalten weiß. Dieser Vielseitige ist der Mann verblüffender Augenblickstudien und skizzenhafter Tendenzkompositionen. Zur Hälfte wirken die Illustrationen durch den aggressiven Gedanken; vom satirischen Wochenblatt sind sie nicht zu trennen. Geißig ist der Künstler viel absoluter als Lautrec, demokratisch absolut; und während Dieser mit der Psychologie vollständig auskommt, braucht Jener in manchen Fällen das poetische Symbol. Steinlens Natur nähert sich auch darin der Zolas, während Lautrec mehr dem spirituaellern Valzac verwandt ist. Das eigentlich Psychische in Steinlens Arbeiten ist die Situation, die einzelnen Personen sind gute Typen und als solche auch lebendig dargestellt; der Kern des Konfliktes liegt aber immer außerhalb der Schilderung und die Kenntniß des Nothwendigen wird beim sozialpolitisch Interessirten vorausgesetzt. Dem entspricht es, daß die ornamentale Handschrift nicht sehr persönlich ist, daß die eigenwilligen Züge der Originalität fehlen; der politisch Radikale ist als Artist konservativ, ist ein Akademiker in der Blouse.

Die deutschen satirischen Zeichner haben ihr Bestes von den Franzosen

gelernt. Nur Thomas Theodor Heine ist eine Persönlichkeit, die aus allen möglichen Bestandtheilen ein Ganzes zu machen gewußt hat. In ihm spürt man das vollkommene Gleichgewicht von sittlichem Eifer und geistvoller Skepsis, woraus die Satire entsteht. Was er verhöhnt, ist des Hohmes würdig und er weiß so zu treffen, daß der innerste Punkt ohne unnötige Roheit gezeigt wird. Im Gegensatz zu anderen Zeichnern, wie Bruno Paul und Wilke, die vom Modell ausgehen und mit ihm anthropologischen Urtreiben, leitet ihn die Idee. Jenen kommt der Gedanke als etwas Sekundäres; eine körperliche Mißbildung, die freilich oft sozial begründet ist, regt sie an, das Animalische im Menschen zu erkennen, und dann öffnet sich das weite Gebiet der Gegensätze von Sein und Schein. Heine aber wird von einem sittlichen Willen geführt. Ein untrügbares Auge für die Erscheinung bedient seine Absichten, so daß jene unlöbliche Wechselwirkung des Objektiven und Subjektiven eintritt, die ein Kunstwerk organisch erscheinen läßt. Er giebt Typen. Inkarnationen sozialer Lebensformen, notwendige Zuchtprodukte der Zeit. Indem er feilische Krüppel als sonatische Vertreter ihrer besonderen, scharf umgrenzten Welt agiren läßt, schafft er durch klinge dramatische Gegensätze die Reibung, woraus die Flamme des Witzes emporschlägt, das Lächerliche, wofür es keine befriedende humoristische Lösung giebt: die Satire. Die Suggestion gelingt diesem israelitisch spekulativen Künstler, weil seine Kunstmittel vom größten Naturalismus bis zum Ornament reichen und immer der Idee angepaßt werden. So meistert er den Stil der Idee. Dieser Stil entspringt aber nicht dem Temperament — die Naturstudien beweisen es —, sondern mehr der Ueberlegung; und so kommt es, daß die Absicht nie verdeckt werden kann, daß die Handschrift unpersönlich bleibt, trotzdem die ganze Art der Produktion so sehr persönlich ist. In einer Zeit, wo jede Empfindung tendenziös gefärbt ist, merkt man diesen Mangel nicht leicht; sonst würde man deutlicher sehen, daß Heine dem Leben im Innersten etwas theilnahmslos gegenüber steht, mehr Künstlerintelligenz als Künstlertemperament ist. Er schreibt, wie er will, nicht, wie er muß, und bestätigt damit, daß ganz tiefe Naturen nie Berufs Satiriker sein können.

Manchmal unterjocht eins der Elemente, die in der graphischen Kunst wirken, das andere. Das Handschriftliche wird dann entweder Selbstzweck, reines dekoratives Ornament oder es verkümmert unter der Herrschaft des Begrifflichen. In den übrigens nicht eben guten Zeichnungen von Marcus Behmer, Christoph und den viel werthvolleren Arbeiten des schulligen Strathmann ist der Gedanke Nebensache; im Wesentlichen herrscht eine mehr oder minder geistvolle Ornamentpielerei und die dekorative Groteske. Beispiele rein begrifflicher Graphik bietet Rubin, der in der Ausstellung nicht vertreten ist, aber eben ein Wappenwerk herausgegeben hat. Dieser junge, merkwürdig



frühreife Phantast denkt sich seine grausen Situationen bei der Lecture, im Bett und überall, nur nicht in der Anschauung aus. Das Resultat ist, daß man sich viel verspricht, wenn die Motive literarisch beschrieben worden, und nachher vor manchen Zeichnungen enttäuscht ist. Lernt Rubin erst einmal zehn Jahre das Handwerk, so kann er sicher Hervorragendes leisten; dann wird sich auch die jetzt ungesunde Phantastik von selbst poetisch erheben.

Ein Gegenpol zu solcher Art ist Liebermann, der in anderer Weise des Guten fast zu viel thut. Er versucht, reine, objektive Anschauung zu geben und die Grenzen des graphisch Möglichen nach einer Seite zu erweitern. Auf kleinem Raum notirt er impressionistische Landschaftsstimmungen, arbeitet nur mit Lichtwerten und setzt in der Zeichnung so seine Malerei fort. Das charakterisiert auch diese Malerei, in der die Farben immer mehr Licht- als Tonvaleurs sind. Wo ein Naturbild im Wesentlichen auf Hell und Dunkel gestimmt ist, gelingt die Nachschrift mit dem Kreidestift; wo aber die Farbe Stimmungsfaktor ist, wird die Uebersetzung des Vielcolorigen ins Einfarbige immer Experiment bleiben. Komplementäre Farben, die flimmernd auf gleicher Höhe stehen und eben dadurch charakteristisch sind, müssen bei der Uebertragung ins Graphische unterschieden werden und Das kann nur so geschehen, daß die logisch wichtigere betont wird. Damit ist die rein impressionistische Anschauung aufgehoben oder doch mit der begrifflichen vermischt. Der Pinsel giebt den Gegenstand in der Atmosphäre des Lebens; der Stift schildert ihn im luftleeren Raum des Begriffes. Die Farbe betont die Stimmung und setzt damit die Dinge an zweite Stelle; im Graphischen wird dagegen Alles absoluter. Die Malerei verklärt, das Zeichnen erklärt. Nur das ornamentale Handschriftliche übernimmt in der Graphik einige Funktionen der Farbe, indem es die zur Kunstwirkung so nöthige Relativität herstellt, die unendliche Perspektive schafft. Liebermanns malerische Art ist nur im Landschaftlichen erfolgreich und er wendet sie auch nur hier konsequent an. Seine kleinen Zeichnungen sind zum Theil von großer Eindringlichkeit. Die Vorzüge seiner Bilder wiederholen sich: schöne Raumempfindung, gute Anordnung und feinsten Sinn für Tonwerthe. Aber die Blätter sind ungleichwerthig und der Zufall spielt eine gewisse Rolle; denn über das Gelingen entscheidet eine Nuance. Die Umwertung der Farbe in Licht ist oft Resultat des Probirens. Kleinere Zeichner leiten ja aus technischen Ergebnissen ganze Stimmungen ab; ein körniges Papier, ein weicher Stift: und der so entstehende Ton ruft Erwägungen hervor, was man damit wohl machen könne. So arbeitet Liebermann natürlich nicht. Aber ganz herrschend sieht er auch nicht über diesen Zeichnungen. Einige Blätter sind wundervoll, andere müssen als mißlungen bezeichnet werden; kaum spürt man darin noch die Absicht. Interessant ist es, wie die Betrachtung von den Zeichnungen zu den farbigen Pastellskizzen

hinübergleitet, fast ohne daß man sich Dessen bewußt wird; ein prinzipieller Wechsel der Darstellung ist nicht merkbar. Hierin offenbaren sich die Grenzen dieser prägnanten Begabung, denn die höchste Stufe ist es nicht, wenn ein Künstler in verschiedenen Techniken das Selbe will. Liebermann ist ein eminenter Maler, doch er ist es auch als Zeichner; Klinger ist ein vollkommener Zeichner, doch bleibt ers auch als Maler. Man betrachte dagegen Rembrandt. Der war in jeder Technik ein Anderer; als Maler erschöpfte er die Mittel der Malerei, als Zeichner die der graphischen Kunst.

Wie sehr Rembrandt einer Gruppe moderner Maler Erzieher geworden ist, sieht man in dieser Ausstellung. Liebermann ist von ihm abzuleiten, Israëls ein Enkel, Jorn, als Radierer, sein Doppelgänger und auch vor den Zeichnungen Whistlers denkt man an diese Universalnatur, die auch, wie die Köpfe unseres Portraitsabinetts, den inneren Reichtum physiognomisch nach außen spiegelt. Als Jüngling war er schön wie Raffael, als Mann herb charaktervoll wie Michelangelo und als Greis zeigte er große Goethezüge. Von den genannten Künstlern vertritt jeder einen Zug der Rembrandtnatur. Israëls ist ganz vollgezogen mit Tradition; daneben etwas weichlich, sogar etwas illustrativ genrehaft. Jorn wirkt als Radierer fast wie der auferstehende Meister. Seine Kraft der Auffassung, Energie der malerischen Disposition, Behandlung der Materie, freie Kraft der Technik: das Alles ist vollendet. Man dürfte von Offenbarungen reden, wenn diese Arbeiten ohne Rembrandt möglich gewesen wären. Auch so sind es Dokumente hoher Künstlerschaft. Was Jorn von dem Niederländer, hat Whistler von allen Meistern jener Zeit gelernt. Er hat Kultur. Eine Kultur, die nicht über den Bilderstall, über den Freundeskreis hinaus zu wirken vermag, innerhalb dieser Zirkel aber eine höhere Lebensform illustriert. Die „Frau mit dem Schleier“ enthält den ganzen Ludwig von Hofmann — den Zeichner — und dann noch Etwas, das Hofmann nie haben wird.

Das alte Künstlergeschlecht stirbt langsam aus. Der Nachwuchs kann den Verlust nicht ersetzen. Die Ausstellung zeigt ein beachtenswertes Niveau des mittleren Könnens; Arbeiten von Baum, Corinth, Georgi, Häbner, Leistikow, geben eine vortreffliche Meinung von den Erziehungsergebnissen der Sezessionschulen. Aber für Persönlichkeiten, die, von der Tendenz befreit, die Welt von vielen Seiten zu begreifen wissen, ist der Boden der Zeit ungünstig. Wie Jene sich auf Rembrandt stützen, beziehen sich viele der Neuere auf Manet. Und so weit, wie das intensive Handwerksgenie des Franzosen von der Poetenkraft Rembrandts überragt wird, bleiben auch die Schüler moderner Tendenzen — seien es nun impressionistische oder stilistische — hinter den besonnenen Epigonen des großen Renaissancekünstlers zurück.

## Auf dem Athos.

Seit bald acht Tagen haufe ich nun bei den Griechen und fühle mich da sehr wohl. So sehr uns die Frömmigkeit, der Ernst und der Thatenrang der Russen imponiren: auf die Dauer ist es unbehaglich, sein Fleisch mit viel Pflanzenkost und wenig Fisch kreuzigen zu müssen. Ich habe die Sehnsucht der durch die Wüste pilgernden Söhne Israels nach den Fleischtopfen Egyptens begreifen lernen. Diese meine Sehnsucht wurde denn auch in Zwiron gestillt.

Am achtundzwanzigsten August ritten wir von Pantaleimon ab; ein entzückender Ritt über den Kamm des Gebirges, erst mit dem Blick auf das Westmeer, dann, als wir einen Urwald prachtvollster Streineichen hinter uns hatten, mit der Aussicht auf das Ostmeer und die Inseln Thasos und Lemnos. Nach zwei Stunden langten wir in Karyaes an, dem Centrum des Athos; hier residirt der türkische Kalimaham; hier ist auch das Konaki, der Sitz der mönchischen Centralregierung. Jedes der zwanzig Klöster entsendet hierher einen Deputirten, der in einem dem betreffenden Kloster gehörigen, meist sehr ansehnlichen Hause wohnt. Diese Zwanzig bilden den Rath und entscheiden alle gemeinsamen Angelegenheiten. Dorthin hatte ich zu gehen, um das Empfehlungsschreiben des Patriarchen abzuliefern und dafür ein Rundschreiben einzutauschen, das mir die Thore und Bibliotheken aller Klöster öffnen sollte. Da ich am Abend eines Festtages ankam, mußte ich diesen Besuch auf den folgenden Tag versparen. Wir stiegen in der geradezu musterhaft eingerichteten Skiti des Heiligen Andreas ab. Der ehrwürdige Stellvertreter des Abtes erklärte mir alle Bilder des stattlichen Empfangsalons und wies darauf hin, daß sie die Bilder von Sabi Carnot, Cosimir-Perier, Felix Haure und Cambon, nicht aber das des Deutschen Kaisers besäßen. Ich mache sonst nicht in Chauvinismus. Aber hier erforderten die Umstände gebieterisch eine Ausnahme. So erklärte ich denn, daß es mir eine Ehre sein werde, der Skiti das Bild unseres Kaisers zu schenken.

Am folgenden Nachmittag wurde ich zur Audienz vor das Protaton beschieden. Da ich aus Erfahrung weiß, daß die Kanadier es uns hoch anrechnen, wenn wir auch ihnen gegenüber Europens übertünchte Höflichkeit hervorkehren, erschien ich in Frack und Orden, was sowohl im Menschengemühl des Bazars — an die Panigiris schließt sich ein achttägiger Jahrmarkt — wie im Konak selbst den richtigen Effekt machte. Am Thor des Konak halten zwei prachtvoll gewachsene Albanesen in der Justamella Wacht und weisen uns eine höchst gebrechliche Hühnerleiter hinauf nach dem recht bescheidenen ausgestatteten Centralbureau der Athosregierung. Ich begann meine Rede an den Protos (Präsidenten) P. Sophronios von Zwiron genau nach der Vorschrift der Rangleiordnung des Patriarchen Neilos vom Jahr 1383: „Hochwohllehrwürdiger Protos des göttlichen und heilignamigen Berges Athos! Ich empfang aus den heiligen und ehrwürdigen Händen unseres allerheiligsten Gebieters, des ökumenischen Patriarchen, den Empfehlungsbrief, den ich hiermit Eurer Heiligkeit überliefern.“ Doch weiter ließ mich der gute Protos nicht kommen; er mochte dunkel ahnen, daß er dann auch in wohlgelegter Rede antworten müsse. Das wollte er offenbar nicht. „Bitte, setzen Sie sich“, war Alles, was er vordachte. Und nun wurde in aller Gemüthlichkeit bei Kaffee, Glyko und Cigaretten die Sache erledigt und mir der

Empfehlungsbrief für den nächsten Morgen versprochen. Dann machte ich den Anstandsbefuch beim Kaimaham, einem feingebildeten jungen Türken aus Saloniki, der sehr geläufig französisch und griechisch spricht.

Wir stehen schon unter Klosterzucht. Das ist für mich sehr nöthig. Bei allem Eifer, mich anzupassen und namentlich jedes Standalon zu vermeiden, begehe ich doch täglich unbewußt tausend Sünden. Da ich an einiger Zerstretheit leide, passiert es mir öfter während der Arbeit, daß ich pfeife. Dann stürzte regelmäßig der gute Andronik in Panteleimon mit gerungenen Händen ins Zimmer, um mir zu bemerken, daß Pfeifen im geheiligten Klosterfrieden streng verboten sei. Einmal wohnte ich mit auf dem Rücken gekreuzten Händen dem Gottesdienst in der unteren Kirche des Russikon bei. Da kam ein schmutziger Kasophore mit verwildertem Bart auf mich zu und sagte: „In der Kirche faltet man die Hände auf der Brust und hält sie nicht auf dem Rücken.“ Dann wieder ging ich rauchend durch den Klosterhof und zog mir von einem armen Bettelmonch einen Verweis zu. Die Hieropresbyteren sind viel gebildeter und darum auch toleranter; aber es hat keinen Zweck, diese einfachen und, wenn auch beschränkten, doch aufrichtig frommen Leute zu ärgern, und so befehligte ich mich nach Kräften mönchlicher Ehrbarkeit. Aber auch die toleranten Patres von Sankt Andreas nahmen an uns Kergerniß. Sie fanden, daß wir die Welt doch recht lieb hätten, diemeil wir mit so viel Gepäc reisten, und sagten, wir sollten uns einrichten, daß zwei Maulthiere dafür genügten. So mußte denn mein guter Jannis den ganzen Morgen umpacken und drei Thiere zurücklassen, um den Vorschriften der frommen Väter zu genügen.

Nachmittags ritten wir am Meer entlang durch schönen Wald und wohlgepflegte Olivenhaine nach Zwiron, dem Ibererkloster. Zwischen Wein- und Oelgärten ragt es wie eine Festung empor. Im Hintergrund sieht man die reich bewaldeten Bergrücken des Athos. Treten wir durch den geräumigen Thoreingang in den Hof, so trifft unser erster Blick ein schönes Brunnenhaus und die alterthümliche Kirche, deren Thurm die Bibliothekshöhe birgt. In der Vorhalle der Kirche sind die Bilder der Kaiser Nisephoros und Romanos, Alexis des Komnenen und seiner Gattin Irene und anderer Wohlthäter des Klosters an die Langwand gemalt. Außerdem schmücken die Wände apokalyptische Darstellungen, die aber einen verdächtig abendländischen Eindruck machen und nach europäischen Holzschnitten angefertigt scheinen. Die Jahreszahlen 1794 und 1888 (der Erneuerung) sprechen deutlich genug. Im Innern der Kirche aber, vor ihren reich geschmückten Reliquienaltären, empfängt uns byzantinischer Ernst; in der Mitte der Kuppel der strenge Christustypus, umgeben von Aposteln und Evangelisten. Ich wohnte Sonntag der Morgenliturgie bei. Der Gottesdienst ist nicht, wie bei den Russen, durch herrlichen Gesang verschönt; dafür hat aber der Westeuropäer wenigstens den Genuß, mit vollem Verständniß dem Gang der Heiligen Handlung folgen zu können. Eigenthümlich ist, daß zum Schluß die Diakonen die Kerzen mit Pfauenwedeln löschten; gewiß ein uralter Brauch.

Zwiron ist eins der ältesten Klöster der Halbinsel. 961 gründete Athanasios die Heilige Lavra und 1030 wurde der Grundstein zum Ibererkloster gelegt. Johannes Zornikos, der berühmte byzantinische General, war der Gründer und Wohlthäter des Gotteshauses, das ursprünglich nur von iberischen

(georgischen) Mönchen bewohnt war. 1259 wurde es durch fränkische Seeräuber arg ausgeplündert, später noch einmal durch die wilden spanischen Katalanen. In diesen schlimmen Zeiten verminderte sich die Zahl der georgischen Mönche. Griechen traten an ihre Stelle. Um 1350 verordnete der ökumenische Patriarch Kallistos, „daß die Kirche des Gotteshauses der Iberer von griechischen Mönchen besetzt werden solle, die nicht nur an Zahl die Iberer überträfen, sondern auch in allen geistlichen Werken zehntausenfach den Iberern überlegen seien und wohl vermöchten, die den Mönchen geziemende Wohlstandigkeit und Sittsamkeit im Kloster durchzuführen.“ Wenige Klöster wurden den Iberern, den rechtmäßigen Herren, reservirt. Heute ist das Kloster ganz griechisch. Nur in einer hundert Schritt entfernten armseligen Skiti hausen noch ein paar Georgier. Aber die 550 Jahre alte Gewaltthat ist unvergessen. Mein Agogiate, ein schlichter Bulgare, den die erste Cigarre seines Lebens gesprächig machte, theilte mir mit, daß das Kloster eigentlich den Grusinern gehöre und daß die schlauen Griechen sich nur eingeschlichen hätten. So zäh leben im Orient die Traditionen fort.

Häufig erhalte ich Besuch von den Papades; dann rauchen wir und trinken Chocolade, die Jannis höchst kunstfertig braut. Unsere Gespräche drehen sich nicht etwa um die Frage nach dem Ausgang der dritten Person der Gottheit aus dem Vater oder aus dem Vater und Sohn zugleich. Noch weniger unterhalten wir uns über unser Sündenelend oder unseren Gnadenstand, sondern über das Verhältniß der Griechen und Russen, über die Stellung der freien zu den türkischen Griechen auf dem Athos, über die deutschen Universitäten u. s. w. Unsere freien Hochschuleinrichtungen, namentlich die Sitte, daß der Wahl der Professoren durch die Regierung ein Dreierorschlag des Kollegiums vorangeht, finden das höchste Lob der Mönche. Dafür haben die Zwittern Verständniß. Zwittern gehört nämlich zu den idiorhythmischen Klöstern. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vollzog sich in vielen Athosklöstern eine höchst wohlthätige Reaction. Sie hatten das ewige Fasten und die überstrenge Zucht unter einem despotischen Igumen satt und konstituirten sich als Mönchrepubliken. Sie wählen jährlich einen oder zwei Epitropi (Vorstände), die eigentlich nur die finanziellen Angelegenheiten besorgen. Jeder Mönch lebt für sich auf seine Kosten und erhält eine bestimmte Summe vom Kloster, außerdem Brot und Wein geliefert. Man fastet nur Mittwoch und Freitag; sonst ißt man Fleisch. Gerade die reichsten und wichtigsten Klöster haben diese freiere Verfassung. Und Zviron ist ein reiches Kloster. Der ganze Zuschnitt des Lebens verräth die Behaglichkeit des wohlstuirten Mannes. „Hier laßt uns Hütten bauen!“ Wäre ich nicht verheirathet: was hielte mich ab, meine Bibliothek von Jena nach Zviron zu befördern und hier meinen Lebensabend zuzubringen?

Von Zviron gieng nach Lawra. Was ich mir gedacht hatte, wurde bestätigt: wenn man ein Kloster kennen gelernt hat, kennt man so ziemlich alle. Die Fahrt mit der Barke war sehr unterhaltig. Ich bin mit Schiffen fast aller europäischen Nationen gefahren; aber drei Mönche als Bootsleute: Das war mir ein neues Schauspiel. Und welche Seetüchtigkeit und Geschicklichkeit im Segeln und Rudern entwickelten diese geistlichen Matrosen! Da müssen meine guten Freunde vom Goldenen Horn sich beschämt zurückziehen. In der Lawra glaubt man, in die Kreuzfahrterzeit und unter die Komnenen zurückversetzt

zu sein. Am zweiten Eingangsthor sehen wir die lebensgroßen Bilder der Kaiser Nizephoros Phocas und Johannes Tzimisles, der großen Donatoren der Lavra. Drinnen ist Alles alterthümlich. Die Gebäude sind byzantinisch. In die Fremdenwohnungen steigen wir durch eine offene, von Bogen getragene Halle empor, die sich nach dem Hofe öffnet. Große Preitschen sind hier angebracht, auf denen, in Decken eingehüllt, arme Reisende übernachteten. Solche Bogengänge mit hölzernen Preitschen, auf die man im Winter Matten und Decken legte, hatte Erzbischof Johannes der Mitleidige von Alexandrien im Kaciarion errichtet. Heute lebt hier der uralte Brauch noch fort. Kirche und Kapellen sind mit den Bildern ernster byzantinischer Heiligen geschmückt. In der Vorhalle der Kirche sind die sieben ökumenischen Konzilien abgebildet, sehr caesaro-papistisch. In der Mitte thront, von der Taube des Heiligen Geistes überschattet, der Kaiser in höchst eigener Person, beim siebenten Konzil Irene mit dem kleinen Konstantin, links und rechts vom Kaiserthron sitzen die Prälaten; im Vordergrunde stehen ein paar unglückliche Ketzer oder man verbrennt häretische Bücher auf einem Roß. Beim fünften Konzil blicken wir in den Hüllenschlund und sehen dort, nackt und gefesselt, den „wahnschaffenen“ Origenes. Die Bilder sind so ganz von gouvernementalem Geiste eingegeben, daß selbst auf dem dritten Konzil zu Ephesus Kaiser Theodosius persönlich präsidirt, während in Wirklichkeit Erzbischof Cyrill von Alexandrien etwas brüel den Vorsitz führte. Der Kaiser dagegen saß höchst mißvergnügt in Konstantinopel, rang die Hände und jammerte thatenlos über diese ewigen kirchlichen Aufregungen, — ungefähr wie unsere heutigen Bureaufürsten.

Den größten Gegensatz zu dem ganz mittelalterlichen Lavrakloster bietet das hochelegante moderne Vatopaedi inmitten seiner reichen Oel- und Kuchplantagen; es ist ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Prachtbau. Eine Viertelstunde davon sehen wir die Ruinen von Eugenios Bulgaris Schule, des edeln Pelkenen, der so eifrig an der Wiebergeburt seiner Nation gearbeitet hat und als russischer Erzbischof von Cherson starb. Er wollte den Athos zum Mittelpunkt der griechischen Bildung machen, fand aber nur schändlichen Un dank. Die Mönche wollten weder Schule noch Bildung. In Schaaren eilten sie herbei, zerstörten den Bau und rissen das Dach ein; noch jetzt sind die Reste ein trauriges Denkmal päpstlicher Dummheit und mönchischer Bornirtheit.

Alle vornehmen Klöster sind idiorrhythma. Das heißt: sie haben keinen Abt, sondern wählen alle drei Jahre einen fünf- bis zehngliedrigen Vorstand (Kpitropi), der die ökonomischen Geschäfte besorgt. Jeder Mönch lebt auf eigene Faust, Kocht selbst und besorgt seine Angelegenheiten. Von der Klostergemeinschaft erhält er Wein, Käse, Gemüse und Brot, außerdem jährlich 300 Piaster (57 Francs); davon muß er seine Bedürfnisse an Kaffee, Tabak, Kleidung u. s. w. bestreiten. Gelegenheit zur Ueppigkeit ist da nicht gegeben. Nir scheint diese Idiorrhythmie eine gesunde Reaktion des altrepublikanischen hellenischen Geistes gegen das Autokratenthum der Oberäbte oder Ikonome. Die Gründer des Mönchtums sind Antonius, ein egyptischer Pharaonenknecht, und Basilius von Caesarea, ein Abkömmling des asiatischen Bedientenvolkes der Kappadozier. Ihre orientalischen Despotenbegriffe verpflanzten sie in die Kirche und den autokratischen regierten Russen sind sie kongenial. Doch der griechische Freiheitsinn empörte

sich gegen dieses asiatische Despotensystem und schuf die republikanische Organisation der Ibiorelythmie. Der althellenische Bürger lebt überhaupt noch heute im Mönch fort. Wie einst Athener und Laköndämonier so lange mit einander stritten, bis sie den Makedoniern den Weg bereitet hatten, so streiten sich auch heute in den Athosklöstern freie Griechen und Söhne der Türkei. Der tertius gaudens ist der Russe. Doch auch die schönen Seiten des hellenischen Mikrokosmos leben im Mönchtum fort. An einem Brunnen der Lavra steht die Inschrift: „Dieses Wasser wurde auf Kosten des hochheiligen Mönches und ehrwürdigen Erceies Herrn Rattthacos nach der großen Lavra geführt 1801, am zwanzigsten Mai.“ In einer Zeit also, wo unsere biederen Vorfahren noch mit Begeisterung das verfeuchte und vergiftete Getränk ihrer Stadtbrunnen tranken, sorgte dieser Mönch schon für eine vorzügliche Wasserleitung. Kein Weib darf den Heiligen Berg betreten. Dieses Gesetz erstreckt sich auch auf das Thierreich. Es ist keine Erfindung der Athosmönche. Das hochberühmte Kloster Studion in Konstantinopel, dessen Anregungen die ersten Athoniten viel verdankten, hatte diesen Grundsatz durchgeführt. Der Transport wird auf dem ganzen Athos durch Hengste und männliche Maulthiere besorgt. Sehr zahlreich und zahm, weil nie von Kindern und unnützen Schlingeln verfolgt, sind die wohlgenährten Klosterkater, die zu meiner Bewunderung im August sich zahlreichen Nachwuchses erfreuten. Die frommen Väter versicherten hoch und theuer, diese Jungen würden alle von dem Fiskjiliks importirt, während ein französischer Mineningenieur behauptete, er habe sich unwiderleglich von der Existenz weiblicher Katzen auf dem Heiligen Berg überzeugt. Allah weiß die Wahrheit.

Zahlreich sind die Taubenschläge. Da hilft kein noch so strenges Klostergesetz. Ueber die Vögel haben die Väter keine Macht. Nur Hühner werden nicht geduldet, aber der Hahngockel wird in Massen importirt, um nach seinem Tode den schwachen Magen der geistlichen Herren zu stärken.

In den alten Gesetzen und Vorschriftenbüchern der Klöster wird streng verboten, daß ein bartloser Jüngling die Klöster betrete. Die Unschuld eines protestantischen Geistlichen vermuthete, man habe manchmal verkleidete Mädchen einzuschmuggeln versucht. Natürlich sollten homosexuelle Verhältnisse verhindert werden. Heute verkehren und übernachten ganz harmlos viele sehr jugendliche Agogiaten in den Klöstern. Ich kann darin nur einen entschiedenen Fortschritt der Sittlichkeit erkennen. Solche Maßregeln asiatischen Mißtrauens sind eben unnützig geworden. Jeder Kenner Griechenlands und der Türkei weiß, daß der sittliche Zustand der Griechen in sexueller Hinsicht jetzt sehr gut ist, besser als in Deutschland oder Frankreich. Ich rede natürlich von dem Landvolke und den Bewohnern der dem Weltverkehr entrückten Landestheile. In den großen Seestädten lebt das selbe Gesindel wie überall. Frömmigkeit scheinen die griechischen Mönche nicht gerade im Uebermaß zu besitzen. Der Russe erscheint uns oft fanatisch; aber er ist ganz erfüllt von seinem heiligen Beruf. Beim Hellenen ist es mehr ein äußeres Gewand. Er bleibt ein Weltmensch und interessiert sich nur für weltliche, nicht für geistliche Dinge. Die Unterhaltung dreht sich um Politik, um den Unterschied zwischen dem hiesigen und dem deutschen Weinbau und ähnliche Gegenstände. Mit besonderer Andacht werden Besitz- und Geldverhältnisse erörtert. Auch der Mönch fragt bei allen Dingen immer nach dem

Preise. Und entseßlich viel wurde ich über alle neuen Erfindungen: Nützigkeitsstrahlen, Marconis drahtlose Telegraphie u. s. w. gefragt, bis ich einem besonders fraglustigen Smyrnioten einst rund erklärte, mein Fach sei: Tote Griechen und verschimmelte, von Würmern zerfressene Handschriften; die erhabenen Erfindungen unseres Jahrhunderts vermöchte ich nicht so sauber zu erklären; auch seien sie mir so gleichgiltig wie ein Kellenstod. Er fand diese Bemerkung etwas roh und ungebildet, ließ mich aber seitdem mit seinem physikalischen Examinatorium in Ruhe. Einmal jedoch schüttete mir ein mir besonders anhänglicher junger Triphtulier sein Herz aus. Er hatte Gewissensbedenken. „Die Hieromonachen essen abends Fleisch und halten morgens die Liturgie. Was sagen Sie dazu?“ Ich erwiderte kalt, es sei sehr vernünftig, daß die alten Mönche sich nicht durch übermäßiges Fasten zu Grunde richteten. Auch Paulus schreibe an Timotheus, er wolle wegen seines schwachen Magens Wein trinken. Christus habe nie verlangt, daß man, um ein Gebot Gottes zu erfüllen, seinen Körper zerstöre. Mein Adept schien von meinem Gutachten nur halb befriedigt.

Im Ganzen sind und bleiben die Griechen aber auch im Mönchsgewand eine profane Nation, und wenn sie auch heute große Energie gegenüber dem russischen Ansturm entfalten: auf die Dauer werden sie schwerlich im Kampf gegen diese jugendfrische, sieghaft vordringende Nation ihre Stellung behaupten können. Sie fühlen es selbst und seufzen.

Berg Athos.

Professor Dr. D. Heinrich Welzer.



## Weibliche Erotik.

Zeit die Frauen angefangen haben, auch in der Liebe selbständig zu empfinden, sind sie sich der tiefen Tragik im Verhältnis der Geschlechter immer bewußter geworden. Und Keiner sollte lächeln über die ernsten, heißen, verzweifelten Bemühungen der Frauen, diese Tragik in Freude zu verwandeln, — wenigstens Keiner, der die Liebe in all ihren tausendfachen Verkleidungen als eine starke Macht im Leben anerkennt, der weder roh noch philiströs von ihr denkt. Gewiß: es ist nicht unser „Verdienst“, daß unser Frauenbegriff von Liebe so viel tiefer und ernster, so viel durchseelter und harmonischer ist als der des Mannes. Und es ist gewiß nicht die „Schuld“ des Mannes, daß der seine so viel derber und einfacher, so viel gröber und mehr auf augenblicklichen Genuß beschränkt ist. Wenn wir durchaus einen „Schuldigen“ brauchen, so müßte es die Natur selbst sein, die eben die zwei Geschlechter mit ihren verschiedenen Geschlechtsaufgaben schuf. „Seht, Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder unter dem Herzen, — und so tragen die Treue wir auch. Aber Ihr Männer, Ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus.“ Diese alte Klage der Römischen Elegien ist die Klage der Frau überhaupt. Sie ist gewiß hörbar gewesen, so lange ein Mann und eine Frau in Liebe und um Liebe mit einander kämpften und rangen. Der Unterschied ist heute nur, daß in der Frau die Hoffnung erwacht ist, ihre verteilte Auffassung der Liebe auch dem Manne suggerieren zu können. Die Erfüllung



dieser Hoffnung würde die Freude und das Glück der Frau nicht nur, sondern in eben so hohem Grade das des Mannes und nicht in letzter Linie das der Kinder erhöhen. Mir scheint, wenn dieses Ziel erreicht werden könnte, wäre etwas viel Wesentlicheres, Dauernderes gewonnen als mit allen äußeren Reformen, so notwendig sie auch sein mögen. Doch freilich: solche seelischen Beeinflussungen und Veränderungen gehen unendlich viel langsamer und mühsälliger vor sich, erfordern weit mehr Geduld und Beharren als die Einführung eines neuen, die Abschaffung eines veralteten Gesetzes. Und doch wird die Entwicklung in dieser Richtung vorwärts führen. Nicht darin, daß die Frau alles Das thun lernt, was bisher der Mann sich allein vorbehielt an intellektueller Leistung, nicht darin, daß sie versteht, durch eigene Arbeit sich pekuniäre Unabhängigkeit zu schaffen, liegt am letzten Ende die wahre Befreiung. Das sind Vorstufen, — notwendige Vorstufen; aber es wäre trostlos, wenn wir nie darüber hinaus gelangen sollten. In Bezug auf intellektuelle Leistungen, auf pekuniäre Unabhängigkeit können wir dem Mann vielleicht mit der Zeit gleichkommen, schwerlich ihn übertreffen. Aber auf dem Gebiet des verfeinerten Seelenlebens, des geschliffeneren Verantwortungsgefühles als Frau und Mutter hat die Frau ihr Eigenstes zu geben, einen werthvollen Kulturbeitrag, den der Mann nie so geben kann. In der Wechselwirkung der Geschlechter auf einander mit dem Besten, was jedes zu geben vermag, ruht die Steigerung und Vereinerlichung unseres Lebens, unserer Kultur. Nur ganz rohe und plumpe Reuigen können es daher einfach als eine „Mäherlichkeit“ abthun, wenn die Frau versuchen möchte, den Mann die Liebe in ihrem Sinn zu lehren. Es kommt nur darauf an, daß diese Lehrmeisterinnen immer Liebende bleiben und nicht zu streitsüchtigen, rechtshaberischen Hausvernanten werden, daß sie immer mehr Frauen als Nichtende sind. Bei uns Frauen liegt, in Folge einer anderen physiologischen Veranlagung und einer Erziehung, die bei der Frau Sinne nicht kannte, die Gefahr nah, daß wir allzu sehr nur in lustige Odden bauen, in begeisterten Schwärmereien den physischen Grund, auf dem wir stehen, unterschätzen. So haben wir nun erst, mit erwachender Erkenntniß, die Sinne als ein neues Gebiet aufzunehmen und mit unseren idealistischen Träumereien zu verschmelzen. Während umgekehrt für den Mann Liebe mit Sinnlichkeit fast identisch ist, so daß ihm jede Durchseelung, Vergeistigung der Sinnlichkeit leicht als unmännliche Schwärmerei und Ueberspanntheit erscheint. Die Geschichte fast jeder Liebe und Ehe wird von diesem schmerzlichen Zusammenstoß zweier entgegengesetzten Empfindungen zu erzählen haben; und glücklich nenne ich alle Ehebandnisse, wo der Mann noch fähig und willens ist, von der Frau seiner Wahl „lieben zu lernen“. Aber wie wenige Männer besitzen Geduld und Einsicht, besitzen schon „Seele“ genug dazu! Daß sie sich so selbst um einen werthvollen Theil des Lebens, um ein köstliches, auserlesenes Glück betrügen, ahnen sie nicht. So bleiben denn viele kostbare Dinge ungenossen, Glücksmöglichkeiten, unwirklich, wie sie uns jetzt — am Ende einer langen Entwicklungsreihe, einer hohen seelischen Kultur, wo uns die „Natur“ nicht mehr etwas Niedriges und Verächtliches scheint — in vorher ungeahnter Weise zu Gebot stehen. Und nur die Frauen wissen Etwas von diesen Glücksmöglichkeiten, an denen der Mann in kurzfristigem Augenblicksgenuß noch kumpf und ahnungslos vorübergeht. So gilt denn gerade für die reichsten, tiefsten Frauenseelen heute oft das bittere Wort der „Corinna“, das zugleich das Resultat von Frau von Staëls eigener

Lebenserfahrung ist: „Von allen meinen Fähigkeiten ist die des Schmerzes die einzige, die ich ganz erschöpft habe.“

Wer aber nicht schon am Ende seines Lebens und Wirkens angelangt ist, um mit schmerzlicher Entsagung auf das Vergangene zurückzublicken, wer Jugend und Kraft genug in sich spürt, für Gegenwart und Zukunft zu wirken, Der legt nicht trauernd die Hände in den Schoß. Da wird im Gegenteil das Bewußtsein dieser unerwirklichen Schönheiten, die das Leben zu bieten hätte und noch zu bieten hat, ein Ansporn sein zu heftigerem Bemühen um deren Verwirklichung. Und wir freuen uns jeder Mithilfe zu dieser Lebenserhöhung und Verfeinerung. Daß da freilich auch oft Versuche mit untauglichen Mitteln gemacht werden, ist leicht zu begreifen. So muß man wohl auch die Bücher bezeichnen, die als „Vera-Literatur“ Aufsehen erregt haben. „Vera“ selbst hat schon die neunte Auflage erreicht. Man mag die Heldin des Tagebuches, die sich das Leben nimmt, weil sie die „Vergangenheit“ ihres Verlobten nicht zu ertragen vermag, ein überspanntes Wesen nennen; und von einem Kunstwerk ist gar nicht die Rede. Aber das kleine Buch hat doch das Verdienst, eine der brennendsten Fragen für die Beziehungen der Geschlechter wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt zu haben. Wieder; nicht zum ersten Mal. Alle guten und notwendigen Dinge müssen immer von Neuem hervorgeholt und von einer Persönlichkeit, die sie ganz mit ihrer Empfindung erfüllt, als eine neu erlebte Wahrheit ausgesprochen werden. Wenn also ein künstlerisch unbedeutendes Buch eine so starke Wirkung hervorbringen konnte, so muß doch wohl auch das allgemeine Empfinden reif sein für die Diskussion dieser Frage. Daran vermag auch die thörichte Einmischung vieler Unberufenen nichts zu ändern.

Künstlerisch höher und menschlich reifer ist schon das Jung-Frauenbuch von Grete Meisel-Hefz: „Hanny Roth.“ Da handelt es sich um das Bewußtwerden eines künstlerisch veranlagten Weibes, das durch die Ehe von den „Leiden der Jungfräulichkeit erlöst“ wird und damit auch erst die Fähigkeit, als Künstlerin zu schaffen und als Weib zu wählen, gewinnt. Aber da zeigt sich, daß der Mann, den sie liebte, als noch der rothe Nebel vor ihren Augen wogte, nur die Sinnenliebe kennt und in ihr seinen ganzen „Lebensinhalt“ sieht, während Hanny nun begreift, daß Das ja nur einen Theil des Lebens und der Liebe bedeutet; so müssen die Beiden von einander gehen. Daß sie die Kraft hat, als ein reifer, verstehender Mensch die Konsequenzen dieser Erkenntniß zu ziehen und sich ein neues Leben aufzubauen: Das ist das Gute, Verheißende an dem Buch.

Nirgends wird vielleicht die Relativität aller Dinge, die Unmöglichkeit, mit ein paar engen Formeln die bunte Fülle des Lebens zu meistern, so klar wie auf diesem persönlichsten menschlichen Gebiet. Die Liebe ist das Inkommensurable, Das, was beständig das Chaos schaffen würde, wenn die Ehe nicht da wäre, „Ordnung“ zu schaffen, wie der alte Fontane es nannte. Nur ein Pedant, den selbst nie das heiße, verwirrende Drängen und „Neigen von Herz zu Herzen“ durchströmte, könnte sich anmaßen, hier absolute Weisep, untrügliche Mittel geben zu wollen. Die Schmerzen und Enttäuschungen der Liebe werden wir so wenig aus der Welt schaffen wie die Liebe selbst. Aber wir können die Beziehungen zwischen den Geschlechtern auf eine reichere, tiefere Basis gründen.

## Der leere Schrein.

Nichts Spannenderes weiß ich mir für die trüben Nächte, als durch allerthümliche Stadtheile einem Menschen zu folgen, dessen absonderliches Aussehen oder unheimliches Schweben in den überfüllten Gassen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Selten versagen mir solche Wesen den Trost, den ich in ihrer Bekanntschaft suche, denn das schwere Leben selbst hat sie zu Dem gemacht, was sie sind; und sei noch so elend: immer wirst Du Menschen finden, die noch um einen Grad elender sind. Darum hefte ich mich gern alten Sonderlingen mit heimlich glühenden Augen und Vitaneien vor sich hinmurmelnden Lippen an die Fersen und lasse mich mitschleppen von ihnen, wohin es ihnen beliebt. Ihr Trübsein ulmt den meinen ins Schlepptau; und vorwärts gehts nach wunderlichen Ankerplätzen. Es passiert mir, daß ich eine Stadt abgrafe nach solchen Existenzen, denn die kleinste birgt ihrer zwei, drei, und mich anderen Städten zuwende, wenn ich vermurthe, daß keine mehr zu finden sei. Denn hast Du einem Menschen dieser Art sein Geheimniß entlockt, das er mal hütet wie einen heimlichen Schatz, mal offen mit sich herumführt wie sein rechtes Kind, so kannst Du ihn auch wegwerfen wie eine entfernte Kugel, denn viel mehr wirst Du aus ihm nicht schöpfen können.

Western begegnete mir ein Mann; und hier will ich berichten, was ich mit ihm erlebt habe. Es war ein kleiner, höflicher Mensch mit grauem, lockigem Haar, das unter einem betrübten Cylinderhut von veralteter Form in wahrhaft gewinnendem Geringel hervorquoll und seinem alten bartlosen Gesicht das Aussehen eines zufriedenen Kindstoppes verlieh; auch sein Gang war leicht und leise wiegend; er hielt die Arme fest an die Seiten gepreßt und die Hände tief in die Taschen des graugrünen Paletots geböhrt; nur die Cigarette zwischen den Zähnen fehlte noch zum Bilde eines in völligem Glücksbewußtsein durch die Stadt schlendernden Philosophen. Die blassen, verkniffenen Lippen aber sprachen dieser Ruhe und Friedlichkeit Hohn; sie preßten sich auf einander, als habe der Mund, so dem sie gehörten, sich schon längst alle Zähne an dem Leben ausgebissen.

Ich traf den Mann in der Theatinerstraße; es regnete ein Wenig; alle Läden waren geschlossen; es ging auf Elf; ein Samstagabend. Ich folgte ihm etliche Schritte weit. Plötzlich — und bis dahin hatte ich ihn nicht bemerkt, was ja ausdrücklich betont werden muß! —, plötzlich steht mein Mann still und es giebt mir einen Kuß, so daß auch ich im Gehen innehalten und ihn anblicken muß. Wir stehen einen Augenblick da: ich in der Mitte der Straße, er vor einer Stufe, einer ganz gewöhnlichen Steinstufe unter einem Kolladen. Was mag da zu sehen sein? Ich schau auf die Firmatafel: es ist ein Wurstgeschäft, das sich anspruchsvoll Charcuterie nennt. Mein Mann betrachtet den Stein mit peinlicher Genauigkeit, beugt sich, spreizt Daumen und Zeigefinger, wie etwa, um einen Schmetterling zu fangen, ersah dann bliggschnell einen mir unsichtbaren Gegenstand und steck ihn eben so schnell in die Tasche. Im Galopp jagt er von daheim. Ich ihm nach. Er bemerkt mich nicht. Ich weiß es einzuvichtigen, daß ich ihm durch ein Seitengäßchen entgegenkomme und sein Gesicht im Licht einer Laterne sehen kann. Mein Gott: dieser Mensch hat Hunger!

Nun habe ich mir eine gewisse Schlaubeit erworben durch die Übung,

mich mit ähnlichen Menschen in Berührung zu setzen, trame daher rasch in meinen Taschen, während der Alte an mir vorübergehen will. Kalt und höflich ziehe ich den Hut und halte ein Markstück vor mich hin. Es schluckt und weint in mir, daß ich nicht mehr bei mir habe, denn nun sehe ich genau, daß dieser armfällige Alte mit seinem ranzlichen Kindergezicht nichts zu Mittag gegessen hat: Gott verzeih es uns Menschen: vielleicht auch gestern zu Abend nichts. Er bleibt stehen, zieht erstaunt den Cylinder vom Kopf, preßt die Dutzkrempe mit beiden Händen an die Brust. „Verzeihen Sie“, sage ich unbefangen, „Sie haben vor dem Vaden in der Theaterstraße, als Sie sich zur Erde bückten — bitte: erinnern Sie sich —, dieses Geldstück fallen lassen. Ich sah es genau, es fiel Ihnen aus der Rocktasche und rollte vom Trottoir in den Rinnstein; ich habe es aufgehoben: hier ist es.“ Und ich reiche ihm die Mark.

Wir stehen einander gegenüber, allein in der dunklen Straße. Es regnet; wir haben noch Beide unsere Hüte in der Hand und ich sehe, wie das dünne graue Haar des alten Mannes feucht wird und etliche flatternde Härchen sich glatt legen. Eine Weile vergeht so; er sucht nach Worten, die sich nicht melden wollen, ist verblüfft, vielleicht beängstigt; ich wiederhole meine Fabel mit größerer Energie, um ihn von ihrer Wahrheit zu überzeugen.

„Nein, Das ist ganz unmöglich, mein Herr! Bitte, thun Sie das Geld weg, ich habe es nicht verloren, ich kanns sicher sagen, denn ich habe . . .“

Was hast Du, was hast Du? sage ich zu mir selbst und fühle zornig, wie weich mir wird, von der hilflosen, schüchternen Stimme. „Sehen Sie, mein Herr . . . hier, bitte, hier verwahre ich mein Geld, sehen Sie nur“: er zieht einen großen gestrickten Beutel aus der Tasche, ich sehe, es ist kein Pfennig drin . . . „Also es ist ganz unmöglich! Herzlichen Dank!“ Damit verneigt er sich, zweimal, macht ein paar Schritte und setzt erst dann seinen Hut wieder auf den Kopf.

Nein, so leicht entweichst Du mir nicht, sage ich mir und sehe ihm nach. Welche Undernunft! Dieser alte Mann kann doch nicht hungrig zu Bett gehen. Aber nach einigen Schritten halte ich ein. Vielleicht hat er Kredit, ist auf dem Wege nach einem Lokal, wo die Kellnerin ihm seinen Teller hinschiebt, unwirksam und höhnisch vielleicht, aber es ist doch ein Bissen Fleisch, ein Stückchen warmes Fleisch oder Gemüse drauj . . . Aber sogleich fühle ich mit Sicherheit, daß es nicht so ist, nein, und schreite aus, den Alten einzuholen.

Ich weiß nicht, weshalb, aber ich fühle mich versucht, ihn roh und laut anzufahren, ihn, der doch so schüchtern und höflich ist wie ein Kind und sich lieber hinlegt und stirbt als einen Menschen um Etwas bittet oder gar wesentlich Unrecht thut. „Sie unvernünftiger alter Mann!“ fahre ich auf, „wollen Sie mir etwa weismachen, Sie seien satt und pfeifen auf meine Mark? Glauben Sie, ich wüßte nicht, was hungern heißt? Sie haben heute nichts gegessen. Nun, wollen Sie oder wollen Sie nicht? Ich hoffe, Sie haben nicht vor, sich über mich lustig zu machen, mein Herr?“

Gransam weide ich mich an der erschrockenen Hilflosigkeit des Alten. Nein, niemals habe ich Hunger gelitten. Keine Qual ist mir fremd geblieben, außer dieser. Und darum fühlte ich noch nie ähnliches Mitleid mit einem Menschen. Er sieht mich so zaghaft an. Ein Leidensgefährte, denkt er sich. Jetzt hat es

im Ueberflus, morgen treibts ihn durch die Gassen, wie mich. Und immer noch schüchtern, ergreift er meine Hand, lächelt, zwinkert mit den Augen, behält das Gesicht zwischen seinen Fingern und sagt kein Wort dazu.

Im Wirthshaus muß ich leiden, daß er mein Bier bezahlt. Ich habe keinen Pfennig mehr in der Tasche. Ich sehe zu, wie er ißt und trinkt. Er thut ohne Hast, mit Mühsung, obwohl ihm beim Lampenlicht Hunger und Noth aus allen Nuzeln stören. Er gebraucht Messer und Gabel wie ein Gentleman, wischt sich den Mund vor und nach dem Trunk mit der Serviette, unterläßt das triviale Zutrinken, scheint im Uebrigen den Zweck meines Gebahrens nicht im Geringsten zu beargwöhnen. Ich kann gar nicht sagen, wie diese Sicherheit mich ausbringt. Ähnliches ist mir noch nicht vorgekommen. Wie schuldbeladen oder wie raffinierte Lügner geberdeten sich all die Leute, denen ich ihr Geheimstes aufzuspüren unternahm: Der da thut, als gebe es für ihn auf dieser Welt nichts als das Bißchen Hungern und wieder Sattsein. Willst du ich ihn jetzt, so kann ich über das Abenteuer ein Kreuz machen. „Ich finde es bei Alledem“, so sage ich nach langem Schweigen, „geradezu unerklärlich, wie ein Weltmann Ihres Schlagens sich darauf verlegen kann, nächstlicher Weile Cigarettenstummel in den Strahlen aufzulesen. Bitte: leugnen Sie nicht. Ich habe es genau gesehen. In der Theaterstraße. Auf der Stufe eines Wirthshausens. Das trägt mir das Bild, offen gestanden, leider!“

Mein Mann schluckt gewaltig an dem Bissen, den er im Mund hat, und behauptet dann mit Innigkeit, daß ich auf falscher Fährte sei.

„So, so! Wohl eine Art mittelalterlichen Troubadourthums in dem Falle? Die staubige Fußspur der Herrin auf dem Stein?“

Wo ich denn hindächte, lacht der Alte und zeigt auf seinen grauen Kopf. In seinen Jahren! Welche Zumuthung! Nun spiele ich den Verlechtigten. Ergehe mich anders herum, sage, daß ich nicht liebe, mystifizirt zu werden; ich nehme selbst alle Leute ernst und erwarte daher, daß mir mit Gleichem vergolten werde. Uebrigens gut. Und ich greife nach dem Hut.

„O, was thun Sie mir an!“ ruft mein Tischgenosse aus und drückt mich auf meinen Stuhl nieder. Er bittet, bettelt, fleht: ich lasse mich endlich erweichen und bleibe, doch nur unter der Bedingung, daß ich erfahre, welche Verwandtniß es mit der Stufe habe, und den Gegenstand sehe, den er da in die Tasche steckte. Das, meint er, gehe wahrhaftig nicht an. Der Gegenstand müsse erst präparirt werden, ehe er für fremde Blicke präsentabel sei. Im Uebrigen sei es ein Hund, ein Ding, ein Objekt, das der Sammlung einverleibt werden solle.

Ich stelle mich pflig: Ei, wohl eine Sammlung von gefundenen Gegenständen höchst unzweifelhafter Provenienz, eine Strumpfsbandischnallenammlung wohl? Noch Kergeres? Man hat schon von ganz merkwürdigen Kollektionen gehört; es gab Menschen, die wahre Museen von Korsets oder auch von alten Schießgetreuen und sonst durchaus reizlosen Damenschuhen anlegten.

Solche Ungeheuerlichkeiten seien ihm nie in den Kopf gekommen. Gehört hatte er ja von Ähnlichem, aber er selbst . . . Nein, man thue ihnen Beiden unrecht, ihm und seiner Sammlung, wenn man denkt, sie sei nichts weiter . . .

Na, na, man hat schon gesehen, daß hinter ganz harmlosen Masken höchst

gefährliche Grimassen sich verbargen, und in unseres Vaters Haus gab's schon ganz absonderliche Kabinete. So fahre ich fort und lächle sufficient vor mich hin. Endlich gelingt's mir, meinen Mann in Harnisch zu bringen. Er springt auf, schlägt auf den Tisch, schwört bei Gott, daß ich ihm Unrecht thue, schwört bei Gott, daß ich zu ihm kommen werde, jezt, sofort, auf der Stelle, bei Nacht und Nebel, und seine Sammlung sehen. Nach einigem Widerstreben bin ich dazu bereit.

Wir haben keinen langen Weg. Doch die Gassen des alten Viertels sind sehr winkelig und wirr, so daß mein Begleiter Zeit genug hat, mir sein Leben zu erzählen, bis wir vor seinem Thor Halt machen.

Die alte Geschichte. Kein Glück gehabt. Na, was ist da zu klagen? Und er klagt auch nicht. Nein, er spricht von diesem verdorbenen Leben sogar wie von etwas ganz Erfreulichem, denn schließlich ist es ja gelebt worden und die Sammlung läßt mich ahnen, daß es Etwas wie ein Ziel gehabt hat, daß das Schicksal irgend eine verborgene Absicht bekundet haben müsse, dadurch, daß dieser höfliche und gebildete Mensch bis zum Bettler heruntergekommen ist.

Wir sind angelangt und winden uns nun durch den schier endlosen Korridor, um vom Thor zum Hinterhaus zu gelangen. Das' ist eine uralte Kammerbrücke in der Gegend um die Hundstugel herum. In wenigen Jahren wird ein neues, stuperhaftes, verlogenes propstiges Häuergeschlecht mit diesem vor Alter wackeligen Stadttheil aufgeräumt haben. Wir gehen und gehen durch den Korridor, der nicht höher noch breiter ist als ein Bergwerksschacht, als ein Maulwurfs gang. Jemandwo wird Brot gebacken; man riecht den Migen Teig und fühlt die Hitze durch die Wand strömen. Wir gehen, gehen, — und der Alte spricht noch immer. Wir sind in der Kammer angekommen; er verstummt plötzlich und zündet umständlich und fast feierlich eine Kerze an. Da nur ein Stuhl da ist, auf dem Waschgeräth steht, lege ich mich aufs Bett und sehe mich um. Hier ist ein Koffer, ein Tisch mit Tintenzug und Vöschblättern und an der Wand, gegenüber der Thür, ein Schrein, ein, wie's scheint, ziemlich blüthiger und abgenutzter Schrein. Für einen Sammler nicht besonders. Doch vermuth' ich schon, daß diese Sammlung nicht mit dem Maßstab zu messen sein wird, den man anlegt, wenn man durch eine Flucht kostbarer Gemäcker nach dem Heiligthum geleitet wird. Und ich darf sagen, daß meine Neugier aufs Höchste gereizt ist, als der Alte in dem frierlichen Schweigen ernst und gemessen einen Schlüssel aus einem ins Hemd genähten Täschchen hervorholt und an den Schrein tritt. Ich erhebe mich vom Bett und komme näher. Die Thür des Schreins kreischt und thut sich langsam sperrangelweit auf. Der Schrein ist leer.

Im ersten Moment fühle ich mich versucht, dem Mann ins Gesicht zu lachen; ich weiß nicht recht, ob aus Aerger oder aus Spott. Aber ich unterlasse es, als ich sein Gesicht sehe. Es strahlt. Seine Blicke, warm vor Glück wie Mutteraugen über einem schlafenden Kind, sind auf den hohlen Raum gerichtet, in dem ich nur ein paar hölzerne Haken zu entdecken vermag, an denen nichts hängt. Nach einer Weile wage ich eine Bewegung; ich hole die Kerze vom Tisch, um in den Kasten zu leuchten. Aber mit einem Schrei ergreift der Alte meinen Arm und reißt ihn zurück:

„Geben Sie Acht, um Himmels willen! Wie leicht ist ein Unglück geschehen!“ Und als habe der Luftzug Unordnung in den Schrein gebracht, neigt

er sich vorsichtig und mit halb geöffnetem Mund nach vorn und betastet, glättet, streichelt voll Angst die Lust von oben bis unten. Dann setzt er die Kerze auf den Tisch zurück und winkt mich mit geheimnißvollem Blick heran, den ich in dem guten, runzeligen Kinder Gesicht schon gesehen habe, als es sich auf die Stufe unterm Fensterladen geneigt hat.

„Der Schrein darf nicht lange offen bleiben. Sie verstehen, mein Herr? Die Motten, der Staub, die Lust! Er schließt auch nicht dicht genug; es ist entseßlich, doch kann ich nicht abhelfen, denn mir mangelt's ja am Nöthigsten. Nun kommen Sie noch näher, bitte, und sehen sich die Dingerchen an. Sind Das Korsete? Strumpfbänder, wie?“ Und mit vorsichtigen Fingern langt er in den Kasten und läßt seine Blicke entzückt über die Lust gleiten, die er sorgsam ausgebreitet auf den Handflächen vor mich hinhält. „Ein Prachtstück, wie?“

Ich sehe ihn an. Kein Zweifel: der Mann ist nicht wahnsinnig; seine Pupillen sind in der normalen Weise geöffnet, er sieht einen Gegenstand auf seinen Händen liegen und es ist ein Gegenstand, den er schon oft so vor sich ausgebreitet gesehen haben muß, denn es ist Liebe und Erkenntlichkeit in der Art, wie er ihn anblickt. Ich gebe mir Mühe, ganz unbefangen zu scheinen, und wage eine schüchterne Frage, was wohl diesen Gegenstand würdig genug gemacht habe, in der Sammlung seinen Platz zu finden. Der Alte läßt ein leises Lachen hören. „Woll er so altmodisch ist? Man trägt sie jetzt anders geschnitten, damals aber hatten sie die Form von Schwalbenschwänzen und waren mit brauner Seide gefüttert. Ein Prachtstück; und ich darf wohl sagen: das wichtigste der Sammlung. Sehen Sie, es war im Jahr 64, ich war damals dreieundzwanzig Jahre alt und lebte in London. Es ging mir schon damals ziemlich schlecht. Nun, mit einem Schlag, hätte es anders werden können. Ich erfuhr, daß ein einflußreicher Mann sich für mich interessire. Er brauchte einen Sekretär, der ihn nach Indien und Japan begleiten sollte. An dem Abend bei der Frau N., einer Deutschen, sollte ich dem Lord vorgestellt werden. Ich konnte nicht hin, denn ich hatte keinen Frack. Am nächsten Tag war der Lord nach Indien gereist!“ Seufzend, aber mit einem Blick voll Liebe hängt der alte Mann das Phantom in den Schrein zurück und holt ein anderes hervor. Diesmal scheint er einen kleineren Gegenstand in der Hand zu halten. „Was denken Sie von diesem Opernglas? Es ist ein feines Ding; sehen Sie: so wird es gehandhabt. Und wenn man kurzichtig ist, leistet es gute Dienste. Dann läuft man nicht Gefahr, eines schönen Tages aus einem Vorzimmer, einem parfümten Vorzimmer von einer Dienstmagd hinausgewiesen zu werden, mit dem Bemerkten, das Fräulein liebe es nicht, mit Leuten zu verkehren, die sie an öffentlichen Orten zu ignoriren pflegen!“ Ein anderes Stück. „Wenn man einem Herrn, der auf gutes Aussehen hält, im Winter ohne Winterrock begegnet, so darf man sich nicht verwundern, wenn er Einen mit einem erstaunten Blick mißt und dann weitergeht. Oder?“

„Gewiß!“ antworte ich überzeugt und bewundere die feinen Passpoils des Winterrockphantomes, das der Alte ächzend in den Kasten zurückhängt. Und nach einander kommen sie aus dem leeren Schrein zum Vorschein: die Tasche mit den Manuskripten, der Regenschirm, der ein so tragikomisches Geleibniß verkündet hat, das Heub mit dem glänzenden, fleckenlosen Plastron, alle; und

eine Unmenge kleinerer Gegenstände von geringerer Wichtigkeit, die darum, in einen kleineren Haufen geschichtet, den untersten Winkel des Schreines ausfüllen und die ich nicht zu unterscheiden vermag, weil der Alte sie nur herzeigt, ohne jeden einzelnen zu bezeichnen und seine Rolle zu erläutern; doch sind ihrer gar viele, denn dies Leben war lang und sein ganzes Schicksal fließt durch die alten Hände, die kommen und gehen, aus dem Schrein herausholen und wieder hincinlangen. Und so ausdrucksvoll ist dies Geberdenspiel, so innig und überzeugend der Ausdruck des Gesichtes, daß mir schließlich ist, als sähe ich einzelne Gegenstände in seinen Händen zum zweiten Mal erscheinen. „Dieses“, sage ich und zeige auf seine Hände, „haben Sie mir schon gezeigt. Ich glaube, ich kenne nun Ihre ganze Sammlung. Ist's nicht so?“

Ich habe gesprochen und weiß, daß meine Stimme ganz ruhig, meine Worte völlig glaubwürdig geklungen haben. Der Alte läßt auch kein Zeichen der Verwunderung merken, ja, er würde mich mißtrauisch ansehen, fragte ich ihn, was er denn eigentlich zwischen den Fingern habe. Er lächelt nur und kneift die Augen zu: „Alles? Sie glauben, Alles gesehen zu haben? Nun, glauben macht selig. Aber Sie glauben wenigstens. Einmal hatte ich einen Menschen hier in meiner Stube, der glaubte nicht an die Dingerchen. Es war ein weitläufiger Verwandter, ein Mann in Ihren Jahren, ein Narr. Ganz wild fragte er mich, ob ich ihn etwa zum Besten habe; auch war er betrunken, — ja. Schließlich stieß er mit dem Fuß nach dem Kasten; ich dachte schon, er stieße mir Alles kurz und klein. Eine ganze Woche hatte ich zu thun, bis ich die Rothspuren von meinen Dingerchen wegbekam. Er flog aber auch hinaus. Einen Fußtritt, denken Sie sich nur, hier, mitten in Alles! Sie aber haben Lebensart bewiesen. Wollen Sie sich noch einen Augenblick gedulden?“

Damit kniet er nieder und schließt ein kleines Fach auf, das unter dem Boden des Schreins voll von kleinen, sorgsam verpackten und mit Papierstreifen beklebten Medizinfläschchen, Pillenschächtelchen, Blech- und Holzboxen ist. Eine nach der anderen wird vorgeholt. Fläschchen und Schächtelchen sind sehr schwer zu handhaben: manche müssen geschüttelt werden, damit der Bodensatz sich auflöse, andere wollen gar zart behandelt werden, sonst bleibt ihr Inhalt unsichtbar. Der Alte hält eine von den kleinen Flaschen gegen das Licht. Ich sehe, sie ist leer; er schüttelt sie und blickt sie neugierig an: „Sehen Sie, das kleine Ungeheuer, den kleinen kostbaren Unglücksbringer: sehen Sie ihn jetzt? Es ist ein verspätetes Bonmot, ein Treppenwitz. Wie er schillert, ganz treffend schillert er, man möchte sagen, schlagend!“ Eine Schachtel, die einst Brompfeifen enthielt, beherbergt eine griechische Botabel, eine Blechbüchse, länglich und flach wie ein Kieselstein, enthält ein paar verwechselte Konsonanten. Es ist schwer, mit dem Wort „Individualität“ fertig zu werden, wenn man zwei Tage nichts Warmes genossen hat und dann zwei Gläser Malaga trinken muß. Sorgfältig, als könnte eine allzu heftige Bewegung die Buchstaben wieder durch einander bringen, stellt er die Büchse zurück; und fort geht die Rede des Alten. Ich höre zu, höre dieser stillen, fast vergnügten Stimme zu, die so ohne Wuth ist, nur voll vom Nachklang einst vergossener Thränen.

Plötzlich aber springt mein Mann auf, daß die Gläser und Büchsen klirren, und schaut mir starr ins Gesicht. Seine Hände haben ihre Ruhe, ihre



streichelnde Zärtlichkeit verloren, sie tasten wild am Rock entlang, greifen in alle Taschen, kommen aus allen wieder mit einer Heerde der Verzweiflung zum Vorschein. „Können Sie begreifen? Ich habe ihn nicht mehr!“ Sein Mund bleibt halb offen, in seine Büge mengt sich ein entstellender Zug von Schmerz und Zorn. „Und ich hatte ihn doch, ganz sicher, in der Throatinerstraße, auf einer Stufe. Sie haben ja selbst gesehen, wie ich ihn aufhob und einsteckte!“

„Ja, was läßt sich da machen?“ frage ich besorgt. „Wollen wir zurückgehen und suchen? Den Weg in die Kneipe zurück?“ Schon greife ich nach Hut und Stok; da pflanzt der Alte sich vor mir auf.

„In der Kneipe, jawohl! Und Sie sind Schuld daran, mein Herr!“

„Ich?“ Hastig taste ich an den Taschen meines Mantels entlang. „Sie wollen doch nicht etwa sagen . . .“

„Gewiß will ich! Haben Sie etwa nicht die Finte mit dem Gelde gebraucht? Haben Sie mir nicht zu essen gegeben, damit ich meinen Hunger stille?“

„Das habe ich; und?“

„Und das Ding, das auf der Stufe lag, war eine Wurst. Jemand von den Hunderten, die dort den Tag über aus- und eingehen, hätte sie ja ganz gut verkieren können; und ich war so . . . hungrig!“

„Sie haben jetzt ja gegessen!“ wage ich schüchtern einzuwenden. Aber der Alte hört mich nicht. Wild und mit feindsüchtiger Miene rennt er auf und ab, schlägt, so oft er an dem Schrein vorbeikommt, mit der Faust auf seine Thür, daß es wie ein Kanonenschuß dröhnt. „Ich alter Esel, alter Gallunke! Ein Leben hat mir nicht genügt, Das zu erleben. Das hat man davon, wenn man sich mit ihnen einläßt! Ganz demüthig kommen sie an Einen heran, mit zuckerüßiger Miene, wie die Gerechten, und bestehlen Einen dann um sein Bestes! Wissen sie etwa, wo mans versteckt hat? Nein, sie wissen es nicht. Aber ihr Instinkt sagt ihnen: Da, da geht Einer, der noch was sein Eigen nennt auf Erden. Nimm, so nimm ihm doch! Ist's nicht sein Glück, so wird's wohl sein Unglück sein!“ Immer lauter wird die Rede des Alten; schließlich schreit er mir seine Worte ins Gesicht.

„Sie müssen verzeihen“, sage ich kleinlaut; „ich wollte ja Ihr Bestes, ich habe nach bestem Gewissen gehandelt . . .“

„So, mein Bestes!“ schreit der Alte auf und im Nu werde ich sammt Hut und Stok zur Thür hinausgeworfen. . . Da stehe ich nun in der stockfinsternen Flur und kann meine Siebensachen zusammensuchen. „Mein Bestes!“ höre ich den Alten noch im Zimmer sprechen. Dann knarrt die Thür des Schreins und das Licht der Kerze, die drin auf den Fußboden gestellt wird, bringt durch die Ritze und beleuchtet meine Schuhe.

Eine Minute lang stehe ich noch horchend. Dann höre ich ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Zimmer tönen. Und ich kann mich kaum trennen von dieser Schwelle, über die ich wie ein Dieb geschlichen bin und wie ein Betrüger gestossen wurde. Schweren Herzens, mit dem Schluchzen des alten Mannes beladen, schleiche ich durch den endlosen Korridor zum Thor hin. Bald stehe ich auf der Straße. Es regnet noch immer. Ganz still und bekümmert stehe ich da. . . Dies ist mein letztes Abenteuer. Das traurigste, das ich erlebt habe.

## Selbstanzeigen.

**Abaglio stiller Abende.** Gedichte. Mit Originalholzschnitten von Adolf Jdrašila. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin.

Eichendorff'sche Natur- und Gefühlromantik, untermischt mit den Liebhabereien des zarten Kokolo. Doch ist das ganze Buch dem Titel entsprechend abgestimmt, fast auf die Gefahr hin, eintönig zu werden. Ich habe beabsichtigt, das „Portrait einer lyrischen Seele“ zu geben, und darum die Reihenfolge der Gedichte so geordnet, daß ein innerer Prozeß angedeutet ist. Doch blieb den einzelnen Gedichten ihre Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit vom Ganzen gewahrt. Ein kleines zur Probe:

Aus dem Trecento.

Maria im Rosenhag,	Viel Englein musizieren
Das Kindlein weiß nichts vom Leide.	Auf braungoldenen Geigen,
Der Himmel ist wie Seide;	Trum ist ein staunendes Schweigen
Maria immer nur lächeln mag.	Unter des Waldes Thieren.

Rämmlein, die sich verirren,  
Schlummern auf glattem Rasen.  
Jegendswo ferne blasen  
Abwärtelnd zwei Dörren.

Wien.

Camill Hoffmann.

**Die Lüge.** Ausgewählte Erzählungen. Von Leonid Andrejew. Verlag von Heinrich Minden, Dresden. Preis 2 Mark.

Leonid Andrejew erregt in Rußland berechtigtes Aufsehen. Seine Erzählungen sind von der gesammten Kritik als hervorragende Talentprobe begrüßt worden. Der junge Dichter versteht der gewöhnlichsten Alltagsgeschichte einen tiefen Sinn zu verleihen und wird sicher auch in Deutschland das Interesse finden, das er verdient. Leonid Andrejew ist Altergenosse und Freund Gorkijs, dem er auch seine Erzählungen gewidmet hat.

Dresden-Blasewitz.

Heinrich Minden.

**Um Liebe.** Geschichte eines jungen Mädchens. Pipers Verlag, Dresden.

„Ja, sieh mal, wenn Du jedes Kapitel dieser Geschichte eines jungen Mädchens als selbständige Novelle hinstellen wolltest, ließe ich's gelten“ schrieb mir einer meiner besten Freunde nach Durchlesen des Manuskriptes: „aber daß ein junges Mädchen (betone ‚ein‘, bitte, recht scharf!) all diese Tragödien an sich durchgemacht haben soll: Das scheint unnatürlich.“ Und doch ist es möglich; und gerade wegen des unendlich Scheinenden habe ich diese Geschichte geschrieben. So „unnatürlich“ sie gefunden ward: meine Afta spricht für viele oder doch ziemlich viele Mädchen und Frauen, deren tiefes Sehnen nach Liebe nie ihr Ziel fand. Mädchen mit verzweifltem Lachen und Bitterkeiten in allen Worten; Frauen mit resignirtem Lächeln und auf dem Angesicht die Maske der Leichtfertigkeit und Genußsucht, zu der hungernde Augen schlecht passen. Ich bin zufrieden, wenn solche Frauen und Mädchen den tiefen Ton der Sehnsucht nachzittern fühlen, der uns zu Schwestern macht.

Wiesbaden.

Afta Maria Roland.

**Der Knote**, unmodernes Ueberwiegendblatt, erscheint monatlich. Halbjährlich 50, Einzelnummer 10 Pfennige.

„Der Knote“ zieht — vielfach im Arizonafiderton — alle öffentlichen Interessen in den Kreis seiner Betrachtung, hauptsächlich jedoch das Gebiet der Sozialpolitik. Die klassische Literatur ist ihm lieber als die moderne. Zeitungswesen und Politikerthum werden in harmloser Weise parodirt. Der „Knote“ verhöhnt nicht Persönlichkeiten, sondern Institutionen. Er bringt nur selten „Aktuelles“ und gar nichts „Sikantes“.

Leipzig.

Kstan Schmitt.

**Dirnen- und Gassenlieder.** Mit Beiträgen von Zoozmann, von Preusschen, Salus, Stangen, Dolorosa, Wiener, Wimmer, Von Stern, Heller, Scheiber und Anderen. C. Schmidt, Zürich.

Als ich die Straßenweisheit sammelte, wußte ich, das kleine Werk werde von sittenstrengen und altmodischen Provinzleern ohne Weiteres ungelesen weggelegt werden. Ich wußte ferner, daß Leute, die zufällig einmal meine „Lieder für Kinderherzen“ zu Gesicht bekommen, die Köpfe schütteln werden. Doch jene Lieder entstanden in irgend einem weltentfernten Stühwinkel im Kreis kleiner Weltbürger; diese sind die Blüthen der Großstadt. Leider sind die Illustrationen, sehr gegen meinen Wunsch, so ausgefallen, daß die ernste Kunstabsicht des Buches gründlich entstellt ward. Manches Lied, hoffe ich, wird auch in diesem schlechten Kleid aber gern begrüßt werden.

Egon Strassburger.

**Kvalun.** Ein Jahrbuch neuer deutscher lyrischer Wortkunst, herausgegeben von Richard Schick. Verlag Kvalun, München. Preis des in Wasserleinen gebundenen Jahrbuches: 10 Mark.

„Kvalun“ wurde von mir von Anfang an nur nach dem Herzen des Bibliomanen erdacht und entworfen. Um profanerer Erwerbung vorzubeugen, galt es, ein Format zu erfinden, das ein Unterbringen des Buches in einem deutschen Bücherbrett mit Erfolg verhindern konnte. Es gelang. Verwandtem bösen Willen entsprangen auch die vielen anderen Sonderlichkeiten. Das Buch bedurfte jedoch, zur Vervollständigung eines sicheren repräsentativen Charakters, der Einfügung zahlreicher Blätter zwischen den bildnerischen Darstellungen; und um diese großen Flächen wiederum gefällig aufzulösen, griff ich in meiner spekulativen Verlegenheit zu „Gedichten“, weil sie diesen Zweck durch ihre wechselnde Länge und durch die verschiedene Breite der einzelnen Verse besonders reizvoll erfüllen und nebenbei auch sehr billig sind, da sie ja in größeren Abständen voneinander stehen und auch nach der Breite hin die Seiten nicht vollständig bedecken. Das ist jetzt meine Meinung über „Kvalun“. Ein guter Herausgeber muß sich aber auch über Vorzüge seiner Werke erfreut gebärden, die von Anderen da gefunden werden, wo er keine beabsichtigt zu haben sich bewußt ist, und er breite sich, ihnen den Stempel der Absichtlichkeit noch nachträglich aufzuprägen. So erzähle ich noch, daß ich das Buch zu meiner Uebersetzung in der Bucherei einiger Personen angetroffen habe, die vorgeben, es der Gedichte wegen zu besitzen.

München.

Richard Schick.

## Wer macht die Hauffe?

Die Hauffe, die in den letzten Tagen des alten Jahres begann, erstreckt sich immer das Herz der Börslaner. Die lange verödeten Bänke der Montanmärkte sind wieder dicht von Käufern umringt. Man prophezeit, wie im vorigen Jahr, so werde auch diesmal erst die junge Frühlingssonne dem lebhaften Kurstreiben ein Ende machen. Eigentlich soll man nicht prophezeien, denn die Launen der Börse sind unberechenbar; aber die allgemeine Begeisterung zwingt zu rückhaltloser Kritik der Grundlagen, auf denen das Kursgebäude ruht. Von den wirtschaftlich:en Vorwänden sprach ich in der vorigen Woche; heute wollen wir uns die Personen ansehen, die diese Vorwände erfinnen oder geschickt gruppieren.

In dem Theil der Presse, der für die Börsenbewegungen wichtig ist, war während der letzten Tage ein interessanter Widerspruch fühlbar. Wenn die Breslauer Zeitung über den schlesischen Eisenmarkt kühl und vorsichtig, die Kölnische Zeitung dagegen über den rheinischen Eisenmarkt sehr zuversichtlich spricht, so ist solcher Gegensatz immerhin noch zu erklären; denn die Lage kann im Rheinland eben wirklich anders sein als in Schlesien und nicht nur die Urtheile brauchen von einander abzuweichen. Wie aber können in der selben Stadt zwei Blätter, die Kölnische Zeitung und die Kölnische Volkszeitung, so weit auseinandergehen, daß die eine vor dem Optimismus der anderen warnet? Das haben wir neulich erlebt. Eines Abends stand in sämmtlichen berliner Blättern ein Telegramm aus der Kölnischen Zeitung, deren Eisenmarktbericht höchst enthusiastisch laute und das Morgenroth einer neuen Ära des Aufschwunges ankündete. Der Artikel selbst klang etwas gedämpfter als der telegraphirte Auszug, widersprach aber mit seinem zuversichtlichen Ton doch Allem, was man bisher über die Marktlage im Rheinland gehört hatte. Da kurz vor dem Erscheinen des Artikels bekannte rheinische Industriepetulanten an der Börse größere Posten gekauft hatten, glaubte man, vielleicht nicht ganz ohne Grund, es handle sich um eine Auffrischung der früher so beliebten rheinischen Tendenzmaxime. Wer hat ein Interesse an solcher Maxime? Das große Publikum ist, namentlich, wenn es sein Geld an der Börse verloren hat, stets bereit, auf die Jobber zu schimpfen und alle Schuld den ruchlosen Börsenleuten aufzupacken. Ein Muster solcher Auffassung war die während der Agitation gegen das Börsengesetz erschienene Brochure, deren Verfasser lech und munter behauptete, die Tageschwankungen der Kurie würden von den Börsianern willkürlich gemacht, um das ahnungslose Publikum besser rupfen zu können. Die Rolle der Börsenspieler soll immer alles Böse verschuldet haben. Vielleicht wars früher wirklich einmal so; in der fernern Zeit, wo starke Börsenspekulanten die Kursbewegung beherrschten. Längst schon ist die Börse aber ein Instrument geworden, dessen Saiten die Börsenleute selbst nicht mehr zum Tönen zu bringen vermögen. Jetzt kommen die treibenden Kräfte von außen. Viele rheinische Industrieherrn finden, nach des Tages Last und Hitze sei das Börsenspiel eine angenehme und Gewinn bringende Zerstreung. Unbegreiflich ist ja nicht, daß der Fabrikant, der die Verhältnisse seiner Branche genau kennt oder zu kennen glaubt, diese Kenntniß benutzt, um sich durch die Spekulation in Industriaktien einen Nebenverdienst zu schaffen. Bei manchem Großunternehmer ist das Spekuliren nach und nach aber zur Hauptbeschäftigung

geworden. Solche Herren benutzen nicht nur die ihnen entlehnten Berufsgeheimnisse zum Kaufen oder Zigen von Aktien: sie verwenden auch sehr geschickt die mehr oder minder große Dividendenbeklarung, um ihren spekulativen Plänen die Tendenz günstig zu stimmen. Ihren Kundgebungen lauscht die Börse gläubig; und so richten sie ihre Darstellungen nach der Lage ihrer Börsenengagements. Diese rheinischen Kapitalisten, halb Großindustrielle, halb Börsenspekulanten, sind heute die Herren der Börse. Die Ausführung ihrer Spekulationsaufträge liefert dem an Hunger gewöhnten Geldmarkt jetzt so ziemlich die einzige Nahrung. Sie ziehen die Drähte der Puppen, die den Börsensaal bevölkern und auf deren Rücken die öffentliche Meinung ihre Wuth austobt; die Drahtzieher selbst sind ja unsichtbar. Das muß gesagt werden, damit, wenn nächstens das Strohfleuer wieder entlischt, die Schuld nicht abermals denen zugeschoben wird, die im schlimmsten Fall betrogene Betrüger, meist aber dupirte Karren sind. Geht es der Börse schlecht und entläßt sich gegen sie der Volkshass, so stehen die eigentlich Schuldigen hinter den Coulissen und lachen sich ins Händchen; treten sie dann hervor, so rufen gerade sie noch lauter als Andere: „Haltet den Dieb!“ Sie schämen eifrig das Fleuer der Leidenschaft, die in Deutschland zwischen Waarenkaufleuten und Börsenhändlern besteht, und blicken von der Höhe ihres Industrieubalismus verächtlich auf die Nachbarn herab, die nur Bankiers sind. Ihr Geschäft geht jetzt schlecht, der Profit der Maschinen, Gruben und Oefen schrumpft zusammen und so suchen sie an der Börse die Zuwachsrente. Lange haben sie mit der Schwarzmalerei versucht; täglich lasen wir in rheinischen Blättern Jeremiaden. Als diese Diebeposten nicht mehr wirkten und die Börse so abgehärtet war, daß selbst die schlimmste Meldung sie kalt ließ, ging man zur Abwechslung auf die andere Seite: man deckte die vergeblich gefixten Aktien mihmuthig ein und kaufte sich ein kleines Pöschchen dazu. Pldglich kamen nun günstige Berichte vom Rhein.

Die Berichterstatter sind gewiß nicht durch klingenden Lohn veranlaßt worden, wider besseres Wissen Stimmung zu machen. Der Zusammenhang ist auch ohne solche Verdächtigung klar. Der Berichterstatter muß irgendwo seine Kenntniß schöpfen; er geht also zu den Industrieellen der Nachbarschaft, die für ihn, wie es einem frommen Redakteur ziemt, die höchsten Autoritäten sind. Diese Herren blasen ihm nun ein, was sie zu veröffentlichen für nöthig halten; natürlich auch nicht wider besseres Wissen: corriger la fortune, nannte es einst Bessings Hochkapitel. Rechtfertigen läßt sich schließlich jede Ansicht. Da wird von neuen großen Aufträgen erzählt. Diese Aufträge sind wirklich vorhanden; nur verschweigt man dem neugierigen Frager, welchen Nutzen sie bringen und welcher Bettelkunst der ausländischen Agenten sie zu danken sind. Das braucht man ja nicht jedem Fremden auf die Nase zu binden; wozu riebst denn das Geschäftsgeheimniß? Der Journalist aber freut sich sehr befriedigt, an den Schreibtisch und meldet, was er sah und hörte, dem verachtlichen Publikum. Am nächsten Morgen steht in der Zeitung, wird in alle Winde telegraphirt und bringt den Souffleuren höheren Lohn als denen, die für müßige Nahredgoge auf der Preßbühne agiren. Nicht nur das berühmte „ahnungslose Publikum“, sondern gerade auch der Börsenmenschen hat, mag er noch so oft in die Preßstücke gerudt haben, die tiefste Ehrfurcht vor dem gedruckten Wort und denkt gar nicht daran, daß selbst der klügste und ehrlichste Zeitungschreiber leicht irren kann. Der

Journalist aber wagt — weil er weiß, daß sein Artikel Vielen als Evangelium gelten wird — nur selten den Ausdruck eigener Meinung; er will seine Sache recht gut machen und klettert zu den Quellen hinauf, aus denen er lautere Wahrheit zu schöpfen glaubt. Gerade dem Gewissenhaften droht so die Gefahr, von Industriespekulanten ausgenützt zu werden. Die gefährlichsten Souffleure sind die Herren, die Stunden lang mit den Journalisten plaudern und sich stellen,

als hätten sie nicht das witzigste Geheimniß vor ihnen. „Was wollen wir wissen, Verehrtester? Aber mit dem größten Vergnügen! Ich decke Ihnen meine Karten auf.“ Diesen Drahtziehern sind die Zeitungsschreiber, wie Börsenpuppen, nur Prügelnaben. Die Presse ist ihnen die Mauer, hinter sie ungestört „arbeiten“. Und sie verachten den Journalisten noch mehr als den Bankier. Unter vier Augen sind sie mit Beiden intim, Unter den Linden wollen sie nicht begrüßt sein. Nur natürlich ist's, daß nach solcher Erfahrung gerade die anständigsten Journalisten überhaupt keine Lust mehr haben, Ansicht der Industriethyranen zu hören, oder von vorn herein entschlossen das Gegentheil dessen zu glauben, was die „Autoritäten“ ihnen sagen. Grodte sie sich aber, solche Begehrden auszusprechen, dann geht's ihnen an den Arsch. Wozu haben wir das Börsengesetz? Noch giebt es Ehrenrichter in Berlin.

Plutus.



## Briefkasten.

**S**andwehmann in Luxemburg: Ob die zweijährige Dienstzeit zur Übung des „neuen Griffes“ ausreicht? Sicher. Die Compagniechef's und Poraltschaftsführer werden ein Bißchen stöhnen und der Paradesmarsch, der künftig anders aussehen wird als bisher, wird manchen Schweißtropfen kosten; aber es wird's. Nur die Garde-Infanterie hat ja den neuen Griff zu lernen; nur sie hat die Abtheilungen und auf dem Paradesfeld, seit dem fünften Dezember den Kaiser „angezogenem Gewehr“ — Kolben in der linken Hand, rechte an der Hüfte — begrüßen. Welchen Zweck die Aenderung des Reglements hat? In der Cabinetsliste steht: „Zum Andenken an die ruhmreiche Infanterie König Friedrich's des Großen an diese kleine, todesmuthige Schaar, die das Fundament der preussischen Garde geworden ist.“ Zum ersten Mal wird im Reglement zwischen Garde und Linie unterschieden, zum ersten Mal für den höchsten deutschen Offizier ein besonderer Gruß geführt, auf den kein Kontingentsherr, kein Feldmarschall Anspruch hat. Würd, das Regiment Garde zu Fuß sich bei Reuthen tapfer gehalten hat. Niemand heute sagen, das preussische Heer sei auf Friedrich's Vorbem eingeschlagen.

**F**lotterfreund in Schwerte: Ja, der Neubau des Reichsmarina soll sich wirklich in der Bellevarstraße erheben. Und richtig ist auch Ihre Ansicht, diese Straße habe so ziemlich die höchsten Grundstückspreise in ganz Berlin. Gewissen werden sechs Millionen gefordert. Einstweilen; denn vielfach hört man für den Neubau ausersichene Grundstücke werde sich bald als zu klein erweisen und Reich gezwungen sein, die Millionäre der Nachbarschaft auszukaufen. Warum gerade die Bellevarstraße sein muß, weiß ich nicht. Symbol? Merkwürdig ist jeden

daß die Forderung im Bundesrath keinen Widerspruch gefunden hat, trotzdem namentlich die Regierungen der kleineren Staaten vor den Matrirkularbeiträgen zittern, die das Reichsdefizit nöthig machen wird. Vielleicht fragt im Reichstag Jemand, ob das Marineamt nicht billiger unterzubringen wäre. Freilich: das geschmacklose Haus, das die Verbündeten Regierungen dem Reichstagspräsidenten gebaut haben, kostet auch drei Millionen; und da der Bewohner eines solchen Palastes nicht aus eigener Tasche leben kann, wird auch wieder ein neues Gehalt gefordert werden. Wozu denn Kaufern? Eine Viertelmillion für die Einrichtung der Kanzlerwohnung (die guten alten Bilder aus dem Museum sind nicht miteingerechnet), drei Millionen für den Reichstagspräsidenten, sechs für's Marineamt, siebenhunderttausend Mark für preussische Diplomatenbesuche, an denen die englischen Kabinettssekretäre ein schönes Stück Geld verdienen: wir habens ja. Allen Ressorts, sagen die Offizialen, ist in diesem Etatsjahr äußerste Sparsamkeit zur Pflicht gemacht worden.

Leser des Berliner Tageblattes: Die Nachricht ist falsch. Die Dampfschacht „Kaiseradler“ ist vom Kaiser zwar früher benützt worden, aber Reichseigenthum geblieben und kann deshalb vom Kaiser nicht verschenkt werden. Die Mannesfeelen der Jerusalemstraße hätten gewiß nichts dagegen, wenn das Schiff, wie sie behaupten, dem Kronprinzen geschenkt worden wäre; aber Eugen lebt auch noch. Ob übrigens die Reisen des Kronprinzen jetzt schon zu politischen Ereignissen aufgebauscht werden sollen? Natürlich. Passen Sie mal auf, was wir über die weltgeschichtliche Bedeutung des Besuchs lesen werden, den er dem Jarenhof macht. Ihre dritte Frage, wie viele Tage der Kronprinz Studirens halber in Bonn zugebracht habe, kann ich nicht beantworten, weil wir das nöthige Material fehlt.

Leser der Vossischen Zeitung: Im Inseratentheile Ihrer Zeitung wird „ein vom Kaiser Kwangh Sü selbst gemaltes Bild, mit eigenhändiger Aufschrift und genauester Uebersetzung aller Stempel und Inschriften“ für sechshundert Mark zum Kauf angeboten. Ob der Kaiser von China malt, weiß ich nicht; daß er, um sechshundert Mark zu verdienen, seine Bilder losschlägt, ist unwahrscheinlich. Entweder ist's Schwindel oder das Bild ist in China gestohlen worden. In beiden Fällen sollte die Expedition der Vossischen Zeitung sich nicht gegen Entgelt zu Vermittlerdiensten hergeben, die noch schlechter riechen als die einfache Alltagskuppellei.

Gorman in Liverpool: Rein; Kiplings antideutsches Gedicht ist wenig beachtet worden. Es war schlecht und wurde nicht besser dadurch, daß Herr von Wildenbruch in einem noch schlechteren Truglied antwortete. Die meisten Deutschen waren gerecht genug, sich zu sagen: Wir haben Jahre lang, in gebundener und sehr gebundener Rede, den Briten die Schande der Menschheit genannt; kein Wunder also, daß auch einmal ein Brite herüberhimpft. In hamburger Blättern wird eine Postle „Das große Schwein“ angezeigt, die der Direktor des Ernst Drucker-Theaters mit dem Soh empfängt: „Am Kölner Volkstheater über fünfhundertmal unter dem Titel ‚Gambertain‘ aufgeführt. Ungeheurer Lacherfolg.“ Das geht beinahe noch über die Patriotenspudnapfe hinaus. Kipling (die Uebersetzung seines Gedichtes war, wie Sie mit Recht erwähnen, nicht wortgetreu und der Schimpf, der die englische Regierung treffen sollte, auf uns bezogen) nennt die deutschen Seeleute immerhin nur Gothen und Dunnen. Höflich ist's nicht; um so weniger, als ihm vor drei Jahren der Deutsche Kaiser, der sich als „enthusiastischen Verehrer seiner unvergleichlichen Werke“ bekannte, in einer Depesche „für die herzerhebende Art“ gebankt hatte, „in der er die

Thaten unserer großen gemeinsamen Klasse bejungen hat.“ Schon damals war Rippling einer der hitzigsten Chauvins im Vereinigten Königreich. Wenn er über fleistlichen Zorn gebt, könnte man einhaken; doch diesmal hat er nur kraftlos gescholten. Der Mann braucht uns nicht zu kümmern; der seine Dichter gehört der Weltliteratur und Goethe hätte ihn, trotz den Gothen und Hunnen, bewundert.

v. J. in Berlin: Der selbe Name, aber nicht die selbe Person. Der Freiherr Speck von Sternburg, den Sie meinen, ist 1894 dadurch bekannt geworden, daß er erstens bei einer Hatzjagd ins Wasser sprang und einen vom Kaiser geschossenen Hacht herausholte und zweitens eine lange Reise machte, um dem Kaiser einen Hirsch zu bringen, den die Kugel des Monarchen getroffen hatte. Der junge Herr bekam damals einen Orden und übersprang ein paar Sprossen auf der Ehrenleiter. Er wird wohl noch in der Forstkarriere sein. Der Freiherr Speck von Sternburg, der jetzt Herrn von Holleben in Amerika abhört, ist Diplomat und war eben für Kalkutta zum Generalkonsul ernannt worden. Auch ein hübscher Sprung. Wirber, trotzdem seine Frau Amerikanerin ist und nach alter Sitte Diplomaten nie bei dem Staat akkreditirt werden sollen, dem ihre Frauen durch Geburt angehören, Botschafter in den Vereinigten Staaten, dann hält man ihn in Berlin sicher für fähig, eben so große Opfer zu bringen wie sein früher berühmter Namensvetter.

Diplomatisch in Wien: Natürlich ist der Generalintendant Graf Hachberg freiwillig gegangen. Ganz wie Caprivi, Hohenlohe, Eulenburg, Holleben u. s. w. Jeder Würdenträger geht freiwillig. Und Graf Hachberg hat es ja selbst gesagt. Haben Sie seine Abschiedsrede nicht gelesen? Er sei zwar in der Vollkraft der Leistungsfähigkeit, müsse aber bedenken, daß er eines Tages weniger vollkräftig sein könnte. Deshalb möge ihm am siebenundzwanzigsten zum neunundzwanzigsten Dezember die „widerholt erbetene“ Entlassung gewährt und sofort ein Vertreter bestellt werden. Noch einen Monat, eine Woche länger den aufreibenden Dienst des Generalintendanten; und der Vollkräftige wäre ins Grab gesunken. Moritz war gut informiert, als er acht Tage vorher an Nina schrieb Hachbergs Zeit sei um und der Herr aus Wiesbaden werde bald eintreffen. Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Hallermundskopf Burgberg: „Das erste Jagen dauerte fünfzig, das zweite vierzig Minuten. Der Kaiser schoß im ersten Jagen 35 Grobe Sauen und fing einige angeschossene Keiler mit der Saufeder ab; nach dem zweiten Jagen lagen vor seinem Stand 34 Grobe Sauen und neun starke Schauler; einige besonders starke Keiler hatte er wiederum mit der Saufeder abgefangen. Graf Waldersee schoß elf, Herr von Poddbielski acht Grobe Sauen. Selbst der beste Jäger kann in vierzig Minuten nicht dreiundvierzig Stück Schwarzwild erlegen, wenn die Thiere nicht direkt vor den Lauf getrieben werden.“ Ich war nie auf Hatzjagen.

Hibigeigei in Hamburg: Bismarck, soll der Kaiser gesagt haben, gab dem Volk, das Bouillon brauchte, Champagner? In der Zeitung steht: auch, daß mit dem Champagner das allgemeine Wahlrecht gemeint sei. Ob wahr ist? Und was man sich unter der Bouillon zu denken habe? Sie müssen sich an einen Hofmann wenden. Ich weiß nur, daß Bismarck an den Nährwerth der Bouillon nicht geglaubt hat und daß sein Arzt zu sagen pflegt, es sei nicht unvernünftiger — nur unappetitlicher —, Wein zu trinken, als sich mit Thierfleischbrühe den Magen vollzuspumpen.